D. Hermann Hupfeld.

Lebens- und Charakterbild eines deutschen Professors

gezeichnet

von

D. Eduard Riehm
ord. Prof. d. Theol. in Halle a/S.

Der Kampf für Wahrheit und Recht ist nichtig ohne Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit.

Halle,
Verlag von Julius Fricke.
1867.

Inhalt.

In kurzem kehrt der Tag wieder, an welchem sich vor einem an großen Erinnerungen und schweren Erfahrungen reichen Jahre das Grab über der irdischen Hülle eines deutschen Mannes geschlossen hat, der es verdient daß die Erinnerung an ihn nicht in dem Getöse der großen weltgeschichtlichen Ereignisse verklinge. In verschiedenen Blättern sind D. Hermann Hupfeld bald nach seinem Tode von Freunden und Schülern Nekrologe gewidmet worden; sie fußen großentheils auf der musterhaften Selbstbiographie, welche er in compendiarischer Kürze in den bekannten Werken von Justi und Gerland gegeben hat*). Der innere Drang zu gleicher Erfüllung der Pietäts- und Dankbarkeitspflicht gegen meinen theuern Lehrer, Collegen und Freund ist in mir nicht minder lebendig gewesen, als in andern; doch wollte ich demselben nicht alsbald Folge geben. Ein Mann wie Hupfeld schien mir gegründeten Anspruch darauf zu haben daß sein Entwickelungsgang und sein Leben und Wirken in ausgeführterem Bilde nicht nur seinen Freunden und zahlreichen Schülern, sondern auch dem weiteren Kreise derer bekannt werde, die deutsche Mannhaftigkeit und christliche Charaktertüchtigkeit zu schätzen wissen, und ein Herz haben für eine gesunde Entwickelung der Wissenschaft und des kirchlichen und nationalen Lebens. War auch sein äußerer Lebensgang ein einfacher, so schien mir doch der innere Reichthum eines so durch und durch gesunden und so ganz dem Dienste der Wahrheit und des Rechtes geweihten Lebens und eine Wirksamkeit die in die Entwickelung der theologischen Wissen-

*) Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830 (Fortsetzung von Strieder's Hessischer Gel.- u. Schriftst.-Geschichte) von Dr. Karl Wilh. Justi. Marburg 1831. S. 277—85.

Grundl. z. einer H. Gel.-Schriftst.- und Künstler-Geschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit; herausgegeben von Otto Gerland. B. I. Kassel 1863 S. 306—20.

schaft, besonders der alttestamentlichen, sowie in die kirchlichen, theilweise auch in die politischen Zeitbewegungen so förderlich eingegriffen hat, einer eingehenderen Darstellung werth. Sein Lebens- und Charakterbild ist von selbst zugleich ein Zeugniß nicht nur der Vereinbarkeit sondern auch der Nothwendigkeit einheitlicher Verbindung von strenger geschichtlicher und kritischer Schriftforschung mit überzeugungsvollem Glauben an Gottes Heilsoffenbarung; von freier, rückhaltslos der Wahrheit die Ehre gebender Wissenschaftlichkeit mit dem Geist ächt evangelischen Glaubens und lebhaftem Interesse für ein gesundes, glaubenskräftiges kirchliches Leben; von Tapferkeit und Begeisterung im Kampf für wahre Freiheit mit der gewissenhaftesten Heilighaltung und unbeugsamsten Geltendmachung des Rechtes. Es stellt einen deutschen Professor dar der bei allem Eifer in den mühsamsten und oft entlegensten gelehrten Detailuntersuchungen und bei der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner nächsten Berufsaufgaben sich zugleich ein warmes Herz bewahrt hat für das Wohl und Wehe seines Volkes und ein reges Interesse und praktisches Verständniß für die Aufgaben des öffentlichen Lebens. In diesen und andern Rücksichten glaubte ich daß manchem unsrer Zeitgenossen ein guter Dienst damit geleistet werde, wenn ihm ein treues und möglichst lebensvolles Bild dieses Mannes vor Augen gestellt wird. — Es kam dazu daß der Vollendete trotz seiner rückhaltslosen Offenheit und Geradheit, oder vielmehr wegen derselben während seines Lebens von vielen verkannt worden ist, und noch in seinen letzten Lebenstagen von entgegengesetzten Seiten her Angriffe erfahren hat, gegen die er sich selbst nicht mehr hat vertheidigen können. So glaubte ich ihm auch eine Ehrenrettung schuldig zu sein; zu einer solchen aber war eine besondere Widerlegung der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht erforderlich; die beste Apologie liegt in der einfachen und getreuen Darstellung des Charakters, den er in seinem Leben und Wirken bewährt hat. Von seinen Gegnern werden die einen aus einer solchen Darstellung ersehen daß er mannhaft für den Glauben und das Bekenntniß der Kirche in einer Zeit eingetreten ist, wo noch weder Protection von oben, noch der Beifall zahlreicher Gesinnungs- und Parteigenossen dazu ermunterte; und die andern werden sich hoffentlich des Eindrucks nicht ganz erwehren können, daß ihnen in einem solchen keinem Parteijoche sich beugenden und um Gunst oder Ungunst der Menge un-

bekümmerten Charakter die wahre Mannhaftigkeit, in einem solchen das Heiligthum nicht preißgebenden, sondern gewissenhaft wahrenden Eifer für die ganze volle Wahrheit die ächte Wissenschaftlichkeit und in einem solchen Streben nach der Freiheit nicht auf Kosten des Rechts und nicht nur für sich und seine Gesinnungsgenossen, sondern auch für die Gegner, die ehrliche und wahrhaftige Freiheitsliebe entgegentritt.

Als Quellen für meine Darstellung standen mir außer der oben erwähnten Selbstbiographie und den Schriften, Abhandlungen und Aufsätzen Hupfeld's reiche Briefsammlungen zu Gebote: die Briefe, die er vom October 1809, also von seinem 13ten Jahre an, bis zum August 1822 an seinen Vater geschrieben hat; der vom November 1811 bis zum September 1825 reichende Briefwechsel zwischen ihm und seinem Onkel Sigel; und die zahlreichen Briefe, die er vom April 1832 bis zum Februar 1848 mit Bickell, seinem vertrautesten Freunde gewechselt hat. Die ersten beiden Briefsammlungen haben es mir möglich gemacht ein wie ich hoffe anschauliches Bild seiner inneren Entwickelung zu geben. Vom Frühjahr 1850 an bin ich selbst mit ihm in fortwährender Verbindung gestanden, zuerst als Zuhörer und Schüler, der sich näheren Verkehres mit ihm erfreuen durfte, dann durch einen zwar nicht sehr lebhaften, aber seine Stellung zu allen wichtigeren Erscheinungen auf dem theologischen und kirchlichen Gebiet getreulich wiederspiegelnden Briefwechsel, endlich seit Herbst 1862 als College in fast täglichem freundschaftlichem Meinungsaustausch. —

Seinem Lebensgange entsprechend zerfällt meine Darstellung von selbst in drei Abschnitte: die Zeit der Entwickelung, die der Marburger und die der Halle'schen Wirksamkeit, woran sich noch eine gedrängte Charakterzeichnung und der Bericht über sein Ende anschließen wird. — Daß dankbare Liebe und Pietät meine Feder geführt hat wird man mir nicht zum Vorwurf machen; die volle Wahrhaftigkeit wird man dabei, wie ich hoffe, nicht vermissen; wenigstens hat mich das Bewußtsein daß der Vollendete selbst mir dieselbe in unerbittlicher Strenge zur Pflicht gemacht haben würde, nie verlassen; und es ist in der Darstellung seines Lebens auch dem Freunde leicht gemacht diese Pflicht zu erfüllen, da auch seine Einseitigkeiten und Fehler enge mit den edelsten Mannes- und Christentugenden zusammenhängen.

Erster Abschnitt.

Die Zeit der Entwickelung.

Hermann (Christian Karl Friedrich) Hupfeld gehört zu der nicht unbeträchtlichen Zahl hervorragender Männer die aus evangelischen Pfarrhäusern hervorgegangen sind. Sein Vater Bernhard Karl Hupfeld (geb. 7. Dec. 1765 in Berleburg) war Pfarrer in Dörnberg, einem Anhalt-Bernburg-Schaumburgischen Dörfchen unweit Holzappel, von wo er nachmals (1802) als zweiter Prediger nach Melsungen an der Fulda, dann (1814) als Metropolitan nach Spangenberg kam († 23. Dec. 1823). Er war gemäß dem Bilde welches der Sohn in der Erinnerung bewahrte, ein überaus liebevoller leidenschaftsloser ruhig ernster durch und durch wahrhaftiger Mann, mit weichem fast weiblichem Gemüth; ohne bedeutendere geistige Selbständigkeit und Trieb nach tieferen Erkenntnissen, aber mit redlicher Liebe zur Wahrheit und gewissenhafter Ueberzeugungstreue fand er in der nüchtern verständigen Weltanschauung und der gottesfürchtigen Sittenstrenge eines die Kant'sche Philosophie popularisirenden Rationalismus sein Genüge. Die Mutter Ernestine Eberhardine geb. Sigel, stammte aus dem Würtembergischen (ihr Vater war Garnisonsprediger auf der Veste Hohentwiel): eine kerngesunde energische, sehr lebhafte und regsame Frau, der es zur andern Natur geworden war ihren mit der Zeit sehr groß gewordenen Haushalt nicht blos zu leiten und in Ordnung zu halten, sondern auch überall kräftig selbst Hand anzulegen. Trotz vieler schweren Schicksalsschläge (sie mußte den meisten ihrer zehn Kinder ins Grab nachsehen) hat sie sich bis in das höchste Alter hinein eine seltene körperliche und geistige Rüstigkeit und Lebendigkeit bewahrt, und ist erst 1864 über 90 Jahre alt gestorben.

Am 31. März 1796 hat Hermann Hupfeld als Erstgeborener aus dieser Ehe das Licht der Welt erblickt; jedoch nicht im Pfarrhaus zu Dörnberg, sondern in seinem großväterlichen Hause zu Marburg, wohin die junge Pfarrfrau der Kriegsunruhen wegen in Sicherheit gebracht worden war, um da ihre erste Niederkunft abzuwarten*). Seine erste Jugendzeit verlebte er im Aelternhause in Dörnberg und Melsungen in fröhlicher Gemeinschaft mit der wachsenden Schaar jüngerer Geschwister und in lebendigem Verkehr mit zahlreichen Gespielen. Von dem Vater erhielt er, zugleich mit einem jüngeren Bruder und dem Sohn eines befreundeten Hauses, den ersten Unterricht, wie in den Elementen so auch in den alten Sprachen. Eine Fußreise die er mit einigen Bekannten unter Anführung ihres Hofmeisters ins südliche Deutschland unternahm, wurde aber Anlaß daß er bald nach zurückgelegtem 13ten Lebensjahre behufs seiner weiteren Ausbildung der Obhut und Leitung seines unverheiratheten, mütterlichen Oheims, des Pfarres M. Karl Chr. Ferd. Sigel zu Siglingen, einem einsamen malerisch zwischen Weinbergen an der Jaxt, unweit Heilbronn gelegenen würtembergischen Grenzdorfe, anvertraut wurde. Es war dies ein wie durch aufrichtige Herzensfrömmigkeit und überzeugungsgewissen Bibelglauben, so auch durch gediegene wissenschaftliche Bildung und praktische Tüchtigkeit, namentlich eine bedeutende Predigtgabe und gründliche pädagogische Bildung und Erfahrung ausgezeichneter Geistlicher**). Bald knüpfte sich zwischen dem Neffen und dem Oheim ein inniges und für die Entwicklung des Zöglings sehr fruchtbares Verhältniß. Bei dem Neffen verband sich mit kindlichem Zutrauen und dankbarster Anhänglichkeit die unbegrenzteste Hochachtung, mit der er an dem Oheim hinaufsah. Aber auch dieser hielt große Stücke auf seinen Neffen, und wendete ihm die zärtlichste Liebe und väterlichste Fürsorge zu. Jedoch konnte der vielbeschäftigte und dazu kränkliche Mann vorzugsweise nur einen leitenden Einfluß auf seinen Zögling

*) Im Herbst 1860 hatte Hupf. die Freude auf einer Fußtour im Hessischen unvermuthet noch den alten Mann zu finden der ihr einst bei der Flucht vor französischen Soldaten zum Fenster heraus geholfen hatte.

**) Geb. 27. Mai 1768, † als Pfarrer in Gochsen am Kocher bei Heilbronn 15. Jan. 1826. Hupfelds dankbare Pietät hat ihm nach seinem Tode in der Allg. Kirchenzeitung 1826 Nr. 98 ein Ehrendenkmal errichtet.

üben; zu regelmäßigem Unterricht fehlte die Zeit. Hupfeld war daher meist darauf angewiesen, von früh bis Mittags mit seinen Büchern in seinem Dachstübchen sitzend, sich selbst zu unterrichten und in mancherlei Uebungen an seiner Fortbildung zu arbeiten. Außer den alten Sprachen*) und religiösen Studien und Uebungen beschäftigten ihn vorzugsweise Mathematik, Geometrie, Physik und auch schon philosophische Disciplinen: Logik, Psychologie und Moral, wogegen die Geschichte und die deutsche Literatur, namentlich die poetische vernachlässigt wurden. Zu diesen Studien kamen Uebungen, wie das Entwerfen von Dispositionen gut geordneter Bücher**), Aufzeichnung der gehörten Predigten und Ausarbeitung schriftlicher Aufsätze. Die letzteren waren ihm aber immer „eine wahre Marter." Der Widerwille gegen ein seichtes oberflächliches Gerede, ohne nähere Kenntniß des Gegenstandes und ohne Sicherheit und Klarheit des Urtheils, so wie der Trieb eine dem Gegenstande entsprechende klare und präcise Darstellungsform zu finden war schon damals in ihm so stark daß ihm das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Kraft für die gestellten Aufgaben überaus drückend war***). — Nächst seinen eigenen Studien und Uebungen nahmen aber auch die Interessen und Bestrebungen seines Oheims seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch; am meisten die pädagogischen. Die

*) Nach Anweisung des Onkels übersetzte er anfangs aus der Bibel in das Lateinische, corrigirte dann des anderen Tags das Pensum nach der lateinischen Uebersetzung von Schott, und lernte das corrigirte Stück auswendig. In ähnlicher Weise verfuhr er auch später bei Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, wie bei denen Lateinischer und Griechischer Schriftsteller in das Deutsche.

**) Eine Uebung die H. nicht nur stets sehr empfohlen, sondern von der er auch lebenslang die Gewohnheit festgehalten hat bei irgend eingehenderer Lectüre in der Regel die Gliederung und Anordnung der Darstellung bis ins einzelnste hinein durch am Rande beigefügte Zeichen zu notiren, was ihn gegen logische Fehler in der Eintheilung, gegen Unordnung in der Gedankenentwicklung und überflüssige Wiederholungen besonders empfindlich machte.

***) In Erinnerung daran pflegte er nachmals bei jeder sich darbietenden Gelegenheit davor zu warnen daß man die Jugend zu früh mit Reden und Abhandlungen plage, da ein guter Aufsatz keine Errungenschaft der Uebung sei, sondern eine zu ihrer Zeit von selbst sich ergebende Frucht der gereiften Bildung d. h. der erstarkten Denk- und Urtheilskraft auf der einen — und eines durch gute Muster geläuterten Geschmacks auf der andern Seite.

von Pestalozzi ausgegangene Bewegung war gerade damals in Würtemberg in vollem Gang; Sigel selbst hoffte eine Zeitlang viel von der Einführung der neuen Lehr- und Erziehungsmethode, und machte, theils im Auftrage der Regierung, theils aus eigenem Antriebe eine Reihe darauf abzielender Versuche. Mit dem lebendigsten Interesse verfolgte der junge H. den Gang dieser Bewegung und namentlich die Bestrebungen seines Oheims, an welchen ihn dieser häufig thätigen Antheil nehmen ließ; und eingehend berichtete er darüber an seinen Vater; lebendig veranschaulichen seine Briefe den hoffnungsreichen Eifer, mit welchem die Reform des Schulwesens anfangs betrieben wurde, die Hindernisse mit denen man zu kämpfen hatte, die nachmaligen Enttäuschungen, und den Stoß den die ganze Sache durch die veränderte Stellung die ihr Hauptvertreter, der Pestalozzianer Schmid, zu ihr einnahm, erhielt (so daß die Frucht der ganzen Bewegung für das würtembergische Volksschulwesen verhältnißmäßig kümmerlich ausfiel). — Auch befaßte er sich schon fortwährend selbst mit Unterrichtgeben (meist nach Pestalozzis Methode) in der öffentlichen Schule und an einzelne, besonders einen von ihm als „noch ziemlich roh" bezeichneten Schulprovisor, wobei er von der Wahrheit des Spruchs docendo discimus lebhaft überzeugt wurde, und besonders die Nöthigung nach möglichster „Deutlichkeit der Begriffe" und Bestimmtheit des Ausdrucks zu streben sehr ersprießlich fand.

Die zwei Jahre welche er unter solchen Beschäftigungen in dem Hause seines Oheims zubrachte waren von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung seines Geistes und Charakters. Die eigenthümliche Erziehungsweise, die wol bei wenig andern am Platz gewesen wäre, trug bei seiner „guten Natur" auf welche der Oheim rechnete, und bei der Virtuosität, welche dieser in der Leitung, Ueberwachung und Anregung der Selbstthätigkeit seines Zöglings bewies, reiche Frucht. Ihren Einfluß auf seine Entwickelung schildert H. selbst als einen ungeheuern. „Die Träume — so sagt er — und fliegenden Bilder die das jugendliche Haupt wie Nebel umgaukeln, hatten dem hellen Tag eines klaren Selbstbewußtseins Platz gemacht und sich in festen Begriffen niedergesetzt: ich war aus einem spielenden Knaben ein aufmerksamer und kritischer Beobachter meines Innern wie des mich umgebenden Menschenlebens in seinen wichtigsten Beziehungen geworden, und hatte im

15ten Jahre eine innere Welt gewonnen." Namentlich war sein angeborener Trieb sich unabhängig von der Hilfe anderer seinen eigenen Weg zu suchen, und die gesteckten Ziele in beharrlicher Ausdauer zu verfolgen kräftig entwickelt worden. Zugleich trugen aber auch das Wort und Vorbild seines frommen glaubensvollen Erziehers, denen er ein empfängliches Herz entgegenbrachte, besonders auch die Confirmation mit dem ihr vorangehenden Unterrichte, ihre Früchte für sein religiöses Leben. Er wurde dadurch „mit Begeisterung für das Christenthum und den von ihm (schon damals) erwählten Predigerberuf erfüllt"; seines Glaubens war er so sicher daß die Gefahren des Rationalismus, vor welchen sein Erzieher ihn warnte, ihm gering schienen; und er fühlte sich berufen und „geweiht zum künftigen Streiter für die bedrängte Kirche Gottes." Wiewol sich in seinem Verhältniß zu dem Pietismus und Rationalismus und in seiner Stellung zu der h. Schrift nachmals manches änderte, so hat es sich doch in seinem Leben sichtlich bewährt daß dies keine oberflächlichen Eindrücke und flüchtigen Regungen gewesen sind. — Freilich brachte das allzufrühe Angewiesensein auf eigene Kraft und eigene Arbeit, die Einseitigkeit seiner Studien und die verfrühte Beschäftigung mit philosophischen Fragen auch manche bedeutende Nachtheile mit sich, namentlich „ein unzeitiges und unverhältnißmäßiges Uebergewicht des speculativen und kritischen Vermögens", „Mangel an Herrschaft über die Aufmerksamkeit und Ideenverbindung in Folge ihrer zu anhaltenden Anspannung" und die Nöthigung in der Darstellung in ungewöhnlichem Maaße mit Hindernissen und Schwierigkeiten zu ringen. Auch körperliche Störungen in den entscheidendsten Jahren der Entwickelung und allerlei üble Angewöhnungen hatte er nachmals zu beklagen.

Den bisherigen rein privaten und großentheils autodidaktischen Studiengang sollte der Besuch einer öffentlichen Schulanstalt zum vorläufigen Abschluß bringen. So bezog H. im November 1811 nach einem kurzen Besuch im älterlichen Hause das Gymnasium in Hersfeld, wo sich bereits ein jüngerer Bruder befand. Sein Geist war aber schon zu sehr gereift und an Selbständigkeit gewöhnt, und seine Eigenart hatte schon zu feste Gestalt gewonnen als daß der Besuch dieser Anstalt noch einen tiefer greifenden Einfluß auf ihn hätte üben können. Nur schwer konnte er sich in die neue der bisherigen fast in allen Stücken entgegengesetzte Lebensordnung fin-

den; namentlich das Vielerlei des Lehrstoffes und das stete rasche Uebergehen von einem zum andern Lehrgegenstand erschien ihm als Zersplitterung der Zeit und Kraft. Der Zustand des Gymnasiums war auch nicht zum besten*). Außer dem Conrector Schuppius scheint keiner der Lehrer einen das innerliche Interesse an seinen Unterrichtsobjecten besonders anregenden Einfluß geübt zu haben. Auch im Kreise seiner Mitschüler wurde H. nicht recht heimisch; er erwarb sich zwar ihre Achtung, übte auch einen von den Lehrern anerkannten förderlichen Einfluß auf den wissenschaftlichen Geist der oberen Classen aus; aber zu einer innigeren Gemeinschaft des Lebens und Strebens und zum vollen wechselseitigen Austausch kam es nicht. Doch hatte er der Anstalt immerhin manches zu danken, namentlich die Ausfüllung wesentlicher Lücken in seinen Kenntnissen und den wissenschaftlicheren Charakter welchen seine Beschäftigung mit den Classikern durch die Bekanntschaft mit guten Ausgaben und philologischen Hilfsmitteln und durch die strengere Methode in der Lektüre und in dem Studium der Grammatik gewann. Auch ersetzte seine eigene Lernbegier, seine gewissenhafte Pflichttreue und seine anhaltende Ausdauer in Verfolgung des gesteckten Zieles manche Mängel, die in der Anstalt vorhanden waren.

Nach 1½jährigem Aufenthalt bezog H. als 17jähriger Jüngling um Ostern 1813 die Landesuniversität Marburg, wo er als stud. theol. von Münscher immatriculirt, und zugleich als Zögling in die niederhessische Stipendiatenanstalt aufgenommen wurde. Die Gesetze dieser Anstalt, nach welchen die Zöglinge sich in den ersten Semestern mit den allgemeinen Wissenschaften und der biblischen Exegese zu beschäftigen haben, kamen mit seiner eigenen Neigung überein. Demgemäß setzte er zunächst seine philologischen Studien fort. In dem erst 26jährigen Dissen, der seit kurzem neben Wagner in Marburg als Extraordinarius angestellt worden war um die philologischen Studien mehr in Aufnahme zu bringen**),

*) Vilmar, der von 1816—18 dasselbe Gymnasium besuchte, sagt (Gerland S. 132.) von ihm: „Bei dem wohlwollenden schwachen Rektor Faber war zwar schlechterdings nichts zu lernen, und im Religionsunterricht wirkte er, zum Theil unabsichtlich, zerstörerisch, Lateinisch schreiben aber lernte man bei Schuppius sehr gut und bei Kraushaar ein strenges, wenn auch pedantisches Denken.“

**) Karl Franz Christ. Wagner (geb. 1760 in Helmstädt und seit 1810

trat ihm das Ideal eines Philologen vor Augen, das ihn zur Nacheiferung anspornte. Eifrig besuchte er seine Vorlesung über die Wolken des Aristophanes, und dankbar rühmt er mit welcher Theilnahme und „wahren Aufopferung" der verehrte Lehrer ihn auch durch private Unterweisung z. B. in der Metrik gefördert habe. Zu seinem großen Leidwesen verlor er aber schon mit dem Herbst 1813 den anregenden Unterricht des ausgezeichneten Gelehrten durch die Versetzung desselben nach dem von der westphälischen Regierung bevorzugten Göttingen. Sonst dienten ihm zur Anregung und Uebung das seit 1811 bestehende philologische Seminar, in welches er mit wenigen andern als ordentliches Mitglied aufgenommen wurde, der Unterricht im Pädagogium, den er schon von seinem zweiten Semester an einige Jahre hindurch ertheilte, und besonders eine am 18. Nov. 1814 in Gemeinschaft mit einigen älteren Freunden — darunter Daniel G. Conr. von Cölln, damals Privatdocent in der philosophischen Facultät und erster Major in der Stipendiatenanstalt, der jüngere Münscher, der Philologe Phil. K. Heß, der Historiker Friedr. Rehm, damals zweiter Major am Stipendiatenstift und Christ. Heinr. Koch, damals Lehrer am Pädagogium und Privatdocent der Philologie — gestiftete philologische Societät, der später auch mehrere Professoren — Tennemann, Wagner und der Archäologe Ed. Platner — beitraten*). Aus ihr sind mehrere kleine lateinische Druckschriften hervorgegangen, und so namentlich auch Hupfelds Abhandlungen über Sophokles, die er später als Inauguraldissertation einreichte und veröffentlichte**).

Für die Geschichte begeisterten ihn die kräftig beredten Vorträge Wachler's, dem von ihm, wie von allen seinen Studiengenossen, nachgerühmt wird daß er, wie keiner seiner Collegen, die Zuhörer zu fesseln und anzuregen wußte, und allezeit bereit war ihnen

---

in Marburg) war durch die unerwartete Berufung dieses Collegen keineswegs erfreut (Justi 688). Von ihm scheint H. nicht besonders befriedigt gewesen zu sein. Auch Vilmar sagt von ihm und dem von 1815—33 in Marburg docirenden Friedr. Aug. Börsch (geb. 1781 † 1844) daß die Philologie ihn in ihren Personen zurückgeschreckt habe; was sie lehrten habe er (auf dem Gymnasium in Hersfeld) von Münscher auch, und weit besser gelernt (Gerland 132).

*) Sie bestand 8 Jahre lang (Justi 344.)

**) Animadversiones philologicae in Sophoclem Marb. 1817 (8).

durch guten Rath und durch liberale Erlaubniß der Benützung seiner reichhaltigen Bibliothek förderlich zu sein. Auch diesen trefflichen Lehrer verlor aber die Marburger Universität schon Ostern 1815 durch seine Berufung nach Breslau*).

Weniger Anregung erhielt H. für seine philosophischen Studien. Nur Tennemanns Vorlesung über Erfahrungsseelenlehre wurde (1814), obschon der Vortrag wenig anziehend war, fleißig besucht, und durch regelmäßige Repetitionen mit einigen Freunden, wobei H. gewöhnlich den Vortrag hatte, gewinnreich gemacht. Im übrigen suchte er die Vorlesungen**) durch das Studium der Schriften Krug's zu ersetzen, „deren Klarheit ihn — wie er selbst sagt — über die wichtigsten Probleme so leicht und bequem hinüberhob, daß er den Respect vor den Tiefen der Philosophie fast verlor und sein philosophischer Trieb vor der Hand neutralisirt war."

Die Theologie wurde zu jener Zeit in Marburg theils in der Gestalt des Supranaturalismus, theils und überwiegend in der des Rationalismus gelehrt. Jener war vertreten durch den ehrwürdigen Professor Primarius und Pädagogiarchen Alb. Jac. Arnoldi, einen ernsten frommen wohlwollenden und grundgelehrten Mann, der sich zwar literärisch wenig bekannt gemacht, aber durch seine Vorlesungen aus dem Gebiete der alt- und neutestamentlichen Exegese und der Dogmatik einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entwickelung mehrerer namhafter Theologen geübt hat. Besonders wußte er Liebe und Begeisterung für das Studium des Alten Testamentes zu wecken, und bemühte sich strebsamere Jünglinge, auch durch Privatunterricht, zu einer selbständigen Auslegung desselben anzuleiten, in der hebräischen Wortforschung zu üben und in die arabische und syrische Sprache und Literatur (er war namentlich in den Werken Abulfaradsch's zu Hause) einzuführen***). — Seine

*) Und zwar nicht ohne Mitschuld der Marburger Studentenschaft, die sich an dem sonst so hochgeachteten Lehrer für eine Aeußerung, durch die sie ihre Ehre verletzt glaubte, in einem rohen Exceß gerächt, und ihm dadurch den Aufenthalt in Marburg verleidet hatte.

**) Sehr wenig fand er sich von der Logik Kreuzers, in dessen Hause er übrigens die freundlichste Aufnahme gefunden hatte, befriedigt. —

***) Ein Wort von ihm führt Vilmar an (Gerland 133), als für seine innere Entwicklung entscheidend geworden; es lautet: „Die allgemeine und totale

Collegen gehörten verschiedenen Nüancen des Rationalismus an; unter ihnen wirkte besonders anregend der bekannte gelehrte Kirchen- und Dogmenhistoriker Wilh. Münscher, der neben den historischen Disciplinen auch Dogmatik und Moral unter großem Beifall las, aber schon im Sommer 1814 starb. Karl Wilh. Justi, „der einzige lutherische Theologe in der Facultät", vertrat in seinen alt- und neutestamentlich exegetischen Vorlesungen den fortgeschrittensten, die Wunder ganz beseitigenden, das Evangelium „des Wahren und Guten" verkündigenden Rationalismus, und behandelte das Alte Testament vorwiegend ästhetisirend, aber mit an Herder und Eichhorn gebildetem Geschmack und ohne die dieser Richtung sonst eigene weitschweifige Breite. Zimmermann endlich las, neben einigen neutestamentlichen Exegeticis, systematische und praktische Theologie. H. scheint von seinen Vorlesungen nicht besonders angezogen worden zu sein, blieb aber doch mit ihm, als einem Freunde seines Vaters in beständigem Verkehr, und fühlte sich ihm mannigfach zum Dank verpflichtet. Vilmar nennt (Gerland 133) seine Weise „kleinlich, oft kindisch und lächerlich, durchweg theologisch unverständig und inconsequent," ein Urtheil das freilich theilweise auf Rechnung des Standpunktes „der Theologie der Thatsachen" zu setzen sein mag. — Als Nachfolger Münscher's trat im Herbst 1815 Beckhaus (Mauritz Joh. Heinr. geb. 1768 † 1845) ein, durch welchen die supranaturalistische Richtung verstärkt wurde. In der Kirchengeschichte konnte er Münscher nicht ersetzen, wurde aber in Vorlesungen aus dem Gebiet der praktischen Theologie und der neu-

---

Sündhaftigkeit der Menschen ist keine Lehre der Vernunft und von dieser niemals zu entdecken; sie ist eine Lehre welche eigens der göttlichen Offenbarung zugehört und von dieser gelernt werden muß." — Er war geb. 1. Oct. 1750 zu Herborn, seit 1778 Prof. d. Theol. in Hanau, seit 1789 Prof. d. Theol. und Pädagogiarch in Marburg, † 4. Sept. 1835. Erschienen sind von ihm, so viel mir bekannt, nur folgende kleine Schriften: Zur Exegetik und Kritik des A. T. (enthaltend Anmerkungen über einzelne Stellen der Proverbien) Frankf. u. Leipz. 1781 (8). Observatt. ad quaedam Jesajae loca. Marb. 1796 (4). Ferner begründete er in Gemeinschaft mit G. W. Lorsbach und seinem Collegen J. Melch. Hartmann ein Museum für bibl. u. orient. Literatur, von welchem aber nur das erste Heft Marb. 1807 erschienen ist. Endlich Chronici Syriaci Abulpharagiani e scriptoribus Graecis emendati illustrati specimen Marb. 1805. Ein ziemlich reichhaltiges und werthvolles Material für eine Ausgabe von Abulfaradschs Chronikon hat er handschriftlich hinterlassen.

testamentlichen Exegese nicht ungern gehört. Es sei auch noch von Vilmars Zeugniß Akt genommen, daß bei aller Herrschaft des Rationalismus doch „eigentliche Frivolitäten“ auf den Marburger Lehrstühlen durchaus nicht vorkamen. —

Die exegetische Disciplin, besonders die alttestamentliche war offenbar unverhältnißmäßig stark vertreten, zumal zu Arnoldi und Justi noch der bekannte Linguist und Kritiker Joh. Melch. Hartmann als Prof. der orientalischen Sprachen in der philosophischen Facultät (von 1822 bis zu seinem Tod 1827 auch in der theologischen) hinzukam.

Mit großem Fleiße wendete sich Hupfeld den exegetischen Studien zu, namentlich den alttestamentlichen, für welche er auch schon mit einiger Kenntniß der Dialekte ausgerüstet war. Seiner ganzen Sinnesrichtung und den aus dem Hause des Oheims mitgenommenen Eindrücken gemäß mußte er sich vorzugsweise von dem ehrwürdigen Arnoldi angezogen fühlen, zumal die ästhetisirende Manier Justi's ihm zuwider war, und was er vortrug ihm den Eindruck der Oberflächlichkeit machte. Eifrig hörte er Arnoldis Vorlesungen über die Psalmen (1814), über Jesajas (1816) und über Hiob (1816/17). Daneben wurden auch viele einschlägliche Werke studirt und fleißig excerpirt. Aber der Gedanke sich ganz für das Fach der alttestamentlichen Exegese zu entscheiden konnte damals noch nicht in ihm aufkommen, da „die große Gelehrsamkeit“ seines Führers ihm „das Bild eines alttestamentlichen Exegeten in eine Höhe stellte, die für wenige andere erreichbar schien.“

Mit den andern Fächern der Theologie, namentlich der Kirchengeschichte und Dogmatik beschäftigte er sich verhältnißmäßig weniger. Die letztere hörte er bei Arnoldi und studirte daneben die von Berger herausgegebene Reinhard'sche Dogmatik, die ihm gerade dadurch daß sie sich noch genauer als „unser Arnoldi“ an das kirchliche System anschließt, besonderes Interesse einflößte, wiewol er nicht von ihr überzeugt wurde. Seinem Oheim schreibt er im Sept. 1815: „Arn. liest nach dem lateinischen Compendium von Morus (epitome theologiae christianae) bindet sich aber nicht sklavisch an die darin befolgte Ordnung, die im Einzelnen nicht systematisch zu nennen ist. Er gehört zu den alten Theologen; jedoch erkennt er, da überhaupt seine ganze Stärke in der Exegese besteht, überall die Bibel als höchste Richterin an, und läßt sonach manche

Sätze des kirchlichen Systems dahingestellt sein, weil die Bibel keine deutlichen Aussprüche darüber enthält; — er ist z. B. nicht für die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit, wie Reinhard, der überhaupt orthodoxer als unser Arnoldi ist; er erklärt sich aber nicht für eine bestimmte Meinung, und begnügt sich damit die Schwierigkeiten einer jeden darzulegen." — „Erst vor einigen Tagen — schreibt er im Jan. 1816 in Bezug auf sein Studium Reinhards — habe ich die Trinitätslehre beendigt, die mir viel zu schaffen gemacht hat, und mir noch beständig im Kopf herumgeht, so daß ich jetzt einzig darauf ausgehe, mir das Verhältniß des Sohnes zum Vater klar zu machen, und mir es insbesondere aus dem Sprachgebrauche und der Ansicht des nächsten Zeitalters vor Christus zu deduciren suche, und dann zunächst aus einer nüchternen Exegese des N. T. selbst."

Ueber seine damalige Stellung zur Theologie im Allgemeinen sagte er nachmals: „Mit der Theologie selbst kam ich bald durch Zweifel in einen für mich um so quälenderen Zwiespalt, je mehr sie mir Herzens- und Gewissenssache war. Die philosophischen Schwierigkeiten machten zwar wenig Eindruck auf mich — das Christenthum erschien mir immer als eine Philosophie von unerschöpflicher Tiefe, und von dieser Seite völlig sicher —: aber die Spuren des menschlichen Pragmatismus in den biblischen Geschichten und Religionsideen, namentlich die Analogieen mit dem übrigen Alterthum, ängstigten meinen Supranaturalismus um so mehr. Meine einzige Hoffnung beruhte noch auf einer umfassenderen Erforschung des gesammten Alterthums, wodurch sich vielleicht manches in ein anderes Licht stellen, ja vielleicht unsre ganze Ansicht vom Alterthum umgestalten würde: und dies sollte künftig der Gesichtspunkt meiner philologischen Studien sein, der auch den Gegenstand einer öffentlichen Rede (der Inauguralrede bei meiner Promotion) ausmacht womit ich von der Universität schied." — Zur Ergänzung und Bestätigung dieser Selbstcharakteristik mögen noch einige briefliche Aeußerungen dienen. In jenem Briefe an den Oheim vom Sept. 1815 spricht er sich auch über die mosaische Schöpfungsurkunde aus. Er erwähnt daß Reinhard geoffenbarte Geschichte darin finde, wogegen Arnoldi sie mit den übrigen Kosmogonieen des Alterthums zusammenstelle, und ihr in Bezug auf das, was die Naturkunde angehe keine den Glauben bindende Autorität zuschreibe; seien nämlich jene Urkunden auch von gottbegeisterten

Männern geschrieben, so richte sich doch Gott in sein en Offenbarungen nach dem Maaße der vorhandenen Einsichten; daß er nun „die wahren physischen Einsichten“, die für die Religion, den Hauptzweck und Mittelpunkt seiner Offenbarungen, von keiner Bedeutung gewesen wären, in einer Zeit mitgetheilt hätte, die noch weder Empfänglichkeit noch Sprache dafür gehabt habe, lasse sich gar nicht denken. Nicht „physische Aufklärungen“, sondern religiöse Wahrheiten habe man also darin zu suchen. Nachdem Hupfeld dann bemerkt hat: diese Aeußerungen entsprächen dem was auch ihm vorgeschwebt und wozu er sich durch die Schwierigkeiten in die sein Offenbarungs- und Inspirationsglauben verwickelt worden sei, hingedrängt sehe, und sie seien darum wie ein Funken in seine Seele gefallen, fährt er fort: „Ich habe nun meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet wie weit sich obiger Grundsatz, den Arnoldi selbst schwerlich mit Consequenz durchführt, anwenden läßt. In dieser sowol als vielen andern Rücksichten warte ich auf nichts sehnlicher als auf Zeit und Muße die heiligen Schriften selbst im Zusammenhange durchzulesen, und habe mir daher vorgenommen die orientalischen Sprachen nicht zu vernachlässigen, damit ich selbst sehen kann. Denn es wird mir immer wahrscheinlicher, daß man bei Interpretation und dogmatischem Gebrauch der heiligen Schriften vor allen Dingen auf das orientalische Idiom, wenn ich so sagen darf, auf den Sprachgebrauch, die Denkart und Begriffe des Zeitalters, des Volks und des Verfassers insbesondere sehen muß; denn diese sind doch die Grundlage, auf die die Offenbarungen Gottes gebaut sind, durch die sie in der Darstellung, Entwickelung und Einkleidung mannigfaltig modificirt werden müssen; indem die Offenbarung ihren Weg durch die Köpfe der Menschen nimmt, muß sie ja eine gewisse Farbe des Zeitalters, der Nationaleigenthümlichkeit und der Individualität der Referenten annehmen.“ Er bemerkt schließlich, er habe sich darum über das, worauf seine Ueberzeugung loszugehen scheine, was aber jetzt in seinem Kopfe erst im Stadium der Dämmerung sich befinde, so ausführlich ausgesprochen, damit der Oheim nicht auf den Verdacht komme, es wären ihm die exegetischen Grundsätze von Paulus, Eckermann, Eichhorn, Ammon oder die Accomodationstheorieen gefährlich geworden, — dergleichen „lose Speise“ könne einem unverdorbenen Magen nicht zusagen; auch sei es nicht Herder, den er sich zum Führer erkoren, überhaupt kein

einzelner Mann; vielmehr sei er von selbst auf seine Bedenklichkeiten und auf seine Vermuthungen gekommen*). — Während seiner Studienzeit ist es ihm aber nicht gelungen über solche Divinationen hinaus zu festen klaren Ueberzeugungen sich durchzuarbeiten. Noch im Febr. 1819 schrieb er seinem Vater: „Ich muß es am besten fühlen, wie lückenvoll, wie unsicher und schwankend noch mein Wissen und meine Ansichten sind, und vor allen Dingen in theologischen Sachen, wo einen die Ungewißheit und das Hin- und Herschwanken des Urtheils nicht wenig beunruhigt, wie Sie wissen. In unsern Zeiten kann man von einem denkenden Theologen von meinen Jahren wirklich nichts andres als einen unruhigen, unbefriedigten, helldunkeln, nur von wenigen Blitzen erleuchteten Zustand vermuthen.“ —

Auf die Charakterentwickelung H.'s hatte neben den mannigfachen Eindrücken und Anregungen, welche das Leben in der Gemeinschaft mit seinen akademischen Lehrern und mit seinen Studiengenossen mit sich brachte, der briefliche Austausch mit seinem Vater und ganz besonders mit seinem Oheim einen mehr als gewöhnlichen Einfluß. Seitdem er das älterliche Haus verlassen hatte war er gewohnt sich selbst und seinem Vater die allergenaueste Rechenschaft über die Verwendung, wie seines Geldes, so auch seiner Zeit, über die Erfüllung seiner Aufgaben und über den Fortgang seiner Studien zu geben; auch als Student that er dies mit stets sich gleich bleibender Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Mit musterhafter

---

*) Ich kann mir nicht versagen aus der Antwort des Oheims hier eine Stelle beizufügen: „Du bist als Theolog auf dem rechten Wege, wenn du glaubst daß du zum Suchen, Forschen und Hellesehen in der Schrift deine ganze Seelenkraft aufbieten, und dich aller möglichen äußeren Hülfsmittel — des ganzen Apparats der Gelehrsamkeit dessen du dich bemächtigen kannst — bedienen müssest. Nur ein paar Worte möchte ich dir hier zur tiefen unvergeßlichen Beherzigung zurufen: Sei bei diesem Forschen so streng gewissenhaft, als du es etwa bei Verwaltung eines fremden Eigenthums sein würdest. Laß dich nur immer die reine Liebe zur Wahrheit leiten, und wache über dich daß kein fremdes Interesse — z. B. die Sucht etwas Neues zu finden, sich einschleiche. Du würdest sonst bald ins Blaue dich verlieren und den Rückweg zum Glauben dir abgeschnitten finden .... Immer begleite dich ein frommer heiliger Sinn bei dem Studium der heiligen Schriften; dann wirst du alle die Klippen vermeiden, an welchen die Hymenäi und Alexanders (1. Tim. 1, 19 f.) der neuern Zeit gescheitert sind.“

Aufrichtigkeit berichtete er zugleich rückhaltslos und ohne Entschuldigungen über jede Ungeschicklichkeit, jede jugendliche Uebereilung und jeden Fehler, deren er sich anzuklagen hatte, rechnete aber auch darauf, daß sein offenes Geständniß ihm auf eine gerechte und billige Beurtheilung Anspruch gebe. Manche Aeußerung bezeugt die Früchte seines anhaltenden Strebens nach Selbsterkenntniß. Eine besonders charakteristische möge hier eine Stelle finden: „Ich kann mich nicht theilen in mehrerlei, schreibt er im Juli 1814; Eines muß ich erfassen ganz und ungetheilt und ununterbrochen, und das Uebrige fahren lassen; dann erst ist mir wohl, und befinde ich mich in angemessener Thätigkeit; außerdem finde ich mich beengt. So geht mir es mit meinen verschiedenartigen Studien, aber noch mehr mit der Abwechselung zwischen Arbeit und zerstreuender Erholung. Jede Erholung, um so mehr je mehr sie mit Vergnügen und Interesse verbunden ist, hat in der Regel eine verkehrte Wirkung auf mich. Anstatt mich wieder zur Arbeit geschickter zu machen bringt sie Unlust in mir hervor, wenn ich sie verlasse und wieder an die Arbeit gehen muß" u. s. w. — Noch tiefer als den Vater ließ er den Oheim in sein Innerstes hineinsehen, der es meisterhaft verstand ihm immer das rechte, in seine innere Entwicklung fördernd eingreifende und zur entschlossenen unermüdlichen Arbeit an den ihm gestellten sittlichen Aufgaben ermunternde Wort zuzurufen, und ihm namentlich auch die in seinen rückhaltslosen Herzensergießungen zu Tage kommenden natürlichen Charakterfehler mit großem Ernst aber auch mit der herzgewinnendsten Liebe vorzuhalten. Außer der Reizbarkeit und Raschheit seines Temperamentes, war es besonders die Neigung die strengen Anforderungen, die er an sich selbst stellte, auch an andere zu stellen, ohne ihre Eigenart gehörig in Rechnung zu bringen, und über das was zu seinen Grundsätzen und seiner Art nicht stimmte, mit allzugroßer Schärfe zu urtheilen; sodann die Neigung zu einem gewissen Mißtrauen, falls sein Wunsch die Motive und Absichten, welche dem Verhalten Anderer zu ihm zu Grunde lagen, ebenso klar zu erkennen, als er die seinigen darlegte, nicht erfüllt wurde. Die Zurechtweisungen und Mahnungen des Oheims fanden bei ihm jederzeit eine gute Statt; er erkannte seine Fehler an, und beklagte öfter ernstlich daß sie, obschon er sie zu unterdrücken suche, immer wieder zum Vorschein kämen.

Zu seinen Charaktereigenschaften gehörte allezeit daß er vollen Antheil nahm an dem Leben und den Interessen der Gemeinschaft welcher er angehörte. Seine Briefe bekunden von Anfang an die innerlichste und lebendigste Theilnahme an allen erfreulichen und traurigen Vorkommnissen im engeren und weiteren Familienkreise, die sich auch auf das Kleine und Kleinste erstreckte, und ihn immer mit Unruhe und Ungeduld erfüllte, wenn die Nachrichten aus dem Aelternhause oder von Onkel Sigel, seinem „zweiten Vater" etwas länger ausblieben. Ebenso lagen ihm auch schon während seiner Studienzeit die Interessen der Universität am Herzen, und an allem was die Studentenschaft insbesondere anging nahm er in vollem Gemeinschaftsgefühl lebhaften Antheil, was er im Sommer 1815 bei Gelegenheit eines, übrigens ganz unprovocirten, brutalen Angriffs des undisciplinirten Landsturms auf die Studenten mit einer schweren, lebensgefährlichen Verwundung theuer bezahlen mußte. — Noch in seinem letzten Studienjahre (Herbst 1816 – 17) wurde er, nachdem er den Studentenverbindungen längst abgesagt hatte, von der von Jena ausgegangenen Begeisterung für Umgestaltung des Studentenlebens zu einer rechtlich und sittlich geordneten Gemeinschaft und seine Befreiung aus schmählichem Auctoritätsdespotismus fortgerissen, und legte, mitten in den Vorbereitungen zu Examen und Promotion, mit Hand an bei der Gründung einer Burschenschaft, was ihm besonders durch die ihm übertragene Abfassung eines Gesetzbuches viel Unruhe und Zeitverlust bereitete. Er gewann aber bald die Ueberzeugung, daß das Studentenleben zu einer solchen Reform bei weitem noch nicht reif sei.

Von den großen politischen Ereignissen jener Zeit, die in Hessen — wo der Gegensatz zwischen den „Treuen" (Patrioten) und den „Franzosenfreunden" besonders scharf war, und tief in das sociale Leben, sogar der Jugend, einschnitt, — sonst mit fieberhafter Aufregung verfolgt wurden, scheint H. während der Hersfelder Schulzeit und in der ersten Zeit seines akademischen Lebens nicht tiefer berührt worden zu sein. Mit der ihm eigenen Energie, unbeirrt durch das was um ihn her vorging, seine volle Kraft der nächsten Pflicht und Aufgabe zu widmen, lag er auch in der Zeit der großen Entscheidungskämpfe um die Freiheit des Vaterlandes seinen Studien ob. Durch Wachler wurde aber die Theilnahme an den Geschicken und Aufgaben der deutschen Nation lebhaft in

ihm angeregt. Und als im Frühjahr 1814 die Züge der hessischen freiwilligen Jäger (und darunter seine meisten Freunde und Bekannte, die aus den Hörsälen zu den Waffen geeilt waren) Marburg passirten, wurde er von dem brennendsten Verlangen ergriffen nach ihrem Vorgang mitzuziehen in den „heiligen" Krieg. Erst nach hartem Kampfe vermochte das Bewußtsein des Unrechts gegen den Willen seiner Aeltern dem inneren Drange zu folgen, durch Wachler's Zureden verstärkt, ihn davon abzubringen; den Gedanken aber daß er „nun alle Ansprüche auf das Recht ein deutscher Jüngling zu heißen verliere", suchte er durch den gewaltsamen Eifer mit dem er sich in seine Studien vertiefte, zu beschwichtigen. Doch blieb von da an seine innerliche Betheiligung an dem Fortgang der politischen Ereignisse, und namentlich an der Neugestaltung der vaterländischen Verhältnisse überaus lebhaft; und der „Rheinische Merkur" mit seiner offenen mannhaften Aufdeckung der vorhandenen Krebsschäden und seiner nachdrücklichen Befürwortung dessen was noth that, fand in ihm von Anfang bis zu Ende seines Bestehens einen aufmerksamen Leser und warmen Anhänger. —

Im Herbst 1817 unterzog er sich dem Examen bei der theologischen Facultät, und erwarb sich gleich darauf bei der philosophischen den Doctorgrad. Der Promotionsakt war ein besonders festlicher, da in denselben Tagen auch sein jüngerer Bruder Gustav in der juristischen Facultät promovirte, und der oft und immer dringender wiederholte aber bisher vergebliche Wunsch, daß der Vater seine Söhne einmal in der Universitätsstadt besuchen möchte, durch die Gegenwart beider Aeltern bei diesen Feierlichkeiten sich aufs schönste erfüllte. Mit ihnen verließen die beiden Brüder die Universität, und H. brachte den folgenden Winter im älterlichen Hause in Spangenberg zu.

Seine Promotionsschrift (über Sophokles) trug ihm im Laufe desselben ehrenvolle Anträge zur Uebernahme einer Lehrerstelle von Dissen in Göttingen und von Kreuzer in Heidelberg ein, die er aber ablehnte, weil er sich noch nicht fest binden lassen wollte. Sein Wunsch war zu seiner weiteren Ausbildung noch einige Jahre lang auf Reisen oder auf einer auswärtigen Universität zuzubringen. Im folgenden Frühjahr jedoch, als er eben im Begriff war seine erste Reise, zunächst nach Würtemberg zu seinem Onkel, anzutreten, wurde ihm fast zu gleicher Zeit die Stelle des 2ten Majors an der

Marburger Stipendiatenanstalt und eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Rinteln angetragen. Da die Aufforderungen von öffentlichen Behörden ausgingen, glaubte er nicht Nein sagen zu dürfen, und entschied sich für die letztere Stelle, theils weil er in der Theologie noch keinen festen Boden unter den Füßen fühlte, theils weil ihm der Gedanke an eine akademische Laufbahn noch ferne lag, weßhalb der Vortheil welchen die Marburger Stellung in dieser Beziehung gewährt hätte, für ihn nicht in Betracht kam. Unerwarteterweise nahm jedoch die Sache eine andre Wendung. In seinem Antwortschreiben hatte sich H. nicht nur noch einige Monate Urlaub ausbedungen, sondern auch einige Desiderien in Bezug auf die sehr unzweckmäßige Einrichtung des Gymnasiums geäußert. Ohne die Antwort abzuwarten trat er seine Reise an, auf der er von Kreuzer in Heidelberg den Rath erhielt seine Annahme der Stelle geradezu von der Erfüllung jener Desiderien abhängig zu machen, und von mehreren einsichtigen Männern, namentlich aber von seinem Onkel, seine Wahl entschieden mißbilligen hörte. Während seines Aufenthaltes im Würtembergischen, besonders in Siglingen, wo er sich im Predigen übte — was ihm viel Mühe und Noth machte, aber auch viel freundliche Anerkennung eintrug, und besonders die theilnehmende Aufmerksamkeit der pietistischen Gemeinschaften jener Gegend ihm zuwendete — erfuhr er nun daß die Behörde in Rinteln an den von ihm ausgesprochenen Bedingungen und Wünschen großen Anstoß genommen, und sich höheren Orts gegen ihn erklärt hatte. Zwar war das Ernennungsrescript trotzdem vom Kurfürsten schon vollzogen, und ihm zugesandt worden. Aber jene Einsprache brachte den Entschluß zur Reife lieber auf die Stelle zu verzichten, als sich in ein von vornherein unangenehmes Abhängigkeitsverhältniß zu begeben. Er schickte sein Ernennungsrescript wieder zurück, und nahm nun die Majorstelle in Marburg und die schon unter seinem Vorgänger damit verbundene Assistenz bei dem ersten reformirten Prediger (Breitenstein) an. Erst nach seiner Heimkehr, als an der getroffenen Entscheidung nichts mehr zu ändern war, fand er ein Schreiben vor, welches ihn versicherte daß inzwischen das Vorurtheil gegen ihn verschwunden war.

In seinem neuen Amte nahm ihn jedoch das was bloßes Anhängsel sein sollte, die Predigtthätigkeit — er hatte in der Regel alle 14 Tage zu predigen — so sehr in Anspruch, daß er sich da-

durch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten allzusehr gehemmt fühlte. Er war nun einmal gewöhnt in der Erfüllung der Berufsaufgaben die strengsten Anforderungen an sich zu stellen; und so wendete er auf die Ausarbeitung seiner Predigten die ganze scrupulöse Sorgfalt, die ihn bei schriftlichen Ausarbeitungen zeitlebens nur langsam vorwärts kommen ließ. Dazu kam das lebhafte Gefühl der noch vorhandenen Unklarheit und Unsicherheit in den wichtigsten theologischen Fragen und des Unzureichenden der bisher gewonnenen Lebenserfahrung und praktischen Uebung. Um letzterem Mangel einigermaßen abzuhelfen, wandte er sich homiletisch-praktischen Studien zu; außer Reinhard's Predigten, die ihm in formeller Beziehung lehrreich waren, vertiefte er sich besonders in Luther's Postillen und Schrifterklärungen; so viel Gewinn er nun auch hievon für die Vertiefung seiner religiösen Erkenntniß *) hatte, so wurde ihm dadurch doch auch die nöthige Zeit und Sammlung zu einer größeren wissenschaftlichen Arbeit noch mehr verkürzt. Und so wurde der Conflict zwischen seinem wissenschaftlichem Trieb und der ihm durch seinen Beruf aufgenöthigten praktischen Richtung seiner Thätigkeit immer peinlicher.

Als daher sein alter Lehrer Schuppius, der unterdessen Director des Gymnasiums in Hanau geworden war, ihm im Früh-

*) Ein Zeugniß derselben ist ein durch des Onkels Empfehlung von Sailers Moral veranlaßtes Urtheil über Reinhard's Moral. „Was Sie mir von Sailers Moral ichreiben, sagt er im Jan. 1819, war mir eine willkommene Nachricht. Ich fühlte damals gerade recht lebhaft die Verunstaltung und Verirrung unsrer sogen. christlichen Moral. Auch selbst die reinhard'sche, die ich jetzt öfters bei einzelnen Materien zur Hand nehme, nnd die mir sonst als ein unerschöpflicher homiletischer Schatz und als ein recht christliches Werk erschienen war, wollte mir gar nicht mehr zusagen. Ein Theil wie der andre! Keiner als Hauptsache hervorgehoben! Die christliche Moral in lauter einzelne Theile zerlegt, wo man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, mit Bibelstellen gespickt und doch gewissermaßen eine Weltmoral, weil sie nicht aus dem Glauben abgeleitet wird, weil dieser Glaube auch bei ihm (wie bei vielen unsrer orthodoxesten Theologen und bei den Kantianern ohnedem) ein bloßes Fürwahrhalten, eine Ueberzeugung, nicht das Anklammern, das Ganzsichhingeben des Geschöpfs an seinen Erlöser, wie Luther und die Aelteren überhaupt den Glauben beschreiben, nicht „eine Empfindniß und Erfahrung im Inneren" ist, um mit Zwingli zu reden." In diesem Urtheil bestärkte ihn de Wettes Aufsatz „von dem sittlichen Werthe der Reformation" u. s. w. im Reformations-lmanach für 1819, wo er Aehnliches ausgesprochen fand.

jahr 1819 die dritte Lehrerstelle an dieser Anstalt mit dem Titel Professor antrug, erschien ihm dieser Ruf wie eine Erlösung. Im Glauben daß er eine göttliche Fügung darin zu erkennen habe, erklärte er sich, trotz der Abmahnungen seines Vaters, Oheims und anderer väterlicher Freunde, welche die Universität als den ihm bestimmten Wirkungskreis betrachteten, zur Annahme der Stelle bereit, und trat sie schon am 19ten April an. Mit gewissenhaftem Eifer lag er dem Unterrichte — in Religion, Deutsch, Lateinisch (Cicero und Virgil) und Griechisch (Grammatik, Jacobs Elementarbuch und Herodot) — ob, in dem er sich von früher Jugend an geübt hatte; seine Arbeit blieb auch nicht erfolglos und fand die verdiente Anerkennung. Daneben benutzte er alle freie Zeit zu seiner eigenen weiteren Ausbildung, besonders zu philologischen Studien, für die er sich eine planmäßige Lektüre der Classiker in chronologischer Ordnung zur Aufgabe gemacht hatte; mehr als je war er selbst von dem Fortgang derselben auf der vorgezeichneten Bahn befriedigt. Seinen Weggang von Marburg bereute er nicht, so oft er auch hören mußte daß er nicht gut daran gethan habe. Jedoch sah er seinen gegenwärtigen Beruf auch nicht als seine eigentliche Lebensbestimmung an; wenigstens sprach er nach fast zweijähriger Lehrthätigkeit wiederholt das Gefühl aus, daß er allerdings späterhin im akademischen Leben seinen angemessensten Wirkungskreis finden werde. Aber noch war er ungewiß über das Fach, dem er sich zuwenden solle; und noch hielt er seine Ausrüstung dazu nicht für ausreichend; im Schulleben aber und in den philologischen Studien glaubte er die beste Vorbereitung für den Beruf jedes Lehrers der Theologie erkennen zu dürfen. — Am wenigsten fühlte er sich in seinen äußeren Lebensverhältnissen befriedigt; es fehlte ihm an erfrischendem, anregendem und gemüthvollem Verkehr; Bekannte hatte er wol, aber keine ihm wirklich nahe stehenden Freunde; so zog er sich mehr und mehr auf sich selbst und seine Studien zurück, und führte ein einsiedlerisches und einförmiges Leben, dessen Leere an gemüthlichem Gehalte er schmerzlich empfand. Wiederholt klagt er in seinen Briefen daß er sich in Hanau noch fremd fühle, und sich vorkomme wie ein aus dem heimathlichen Boden versetzter Baum, der im fremden keine Wurzeln schlagen könne; der frohe Muth und der Sinn für das Leben und seine Freuden sei ihm abhanden gekommen; dagegen nehme Reizbarkeit und Empfänglichkeit für bittere Eindrücke überhand.

Dem wohlgemeinten Drängen seiner Aeltern und dem Rathe seines Oheims nach dem Vorgang des jüngeren Bruders sich seinen eigenen Heerd zu gründen, erklärte er jedenfalls erst, wenn er an Kenntnissen, Erfahrungen und Jahren reicher geworden sei, und einen festen Sitz und Beruf gewonnen habe, Folge leisten zu können. — Jene krankhaften Stimmungen waren übrigens theilweise die Folgen körperlicher Leiden; das allzuviele Sitzen, die anhaltende Geistesanspannung und die im Lehrerberufe bei dem Anfänger fast unvermeidlichen Gemüthsaufregungen hatten ihm eine Ueberreizung des Nervensystems und das zu anhaltende Lehren in einer überfüllten Klasse und einem großen Lehrsaale ein bedenkliches Brustleiden zugezogen. Trotz der angewandten Mittel und der Schonung, welche ihm fast ein Jahr lang durch die treue Mithilfe seines Freundes Feyerabend, der sein Einsiedlerleben theilte, ermöglicht wurde, erreichte das Uebel einen so hohen Grad, daß er sich im Frühjahr 1822 auf den Rath des Arztes entschließen mußte um einen zweijährigen Urlaub oder um gänzliche Entlassung einzukommen. Er erhielt die letztere mit der Zusicherung künftiger Wiederanstellung. Geduldig ergab er sich in sein Loos und behielt gerade jetzt so viel guten Muth und Hoffnung, daß er auch den um seine Gesundheit und seine Zukunft ängstlich besorgten Vater durch warmen und tröstlichen Zuspruch zu ermuthigen im Stande war. — Den folgenden Sommer benutzte er zu einer Fußreise in die Schweiz und zum Gebrauch der würtembergischen Bäder Deinach und Kanstadt, und kehrte im Herbste, wieder ziemlich gekräftigt, in das älterliche Haus nach Spangenberg zurück.

Hier nahm er in der Absicht sich für das Predigtamt — er dachte an eine Stelle in Würtemberg — vorzubereiten, seine theologischen Studien wieder auf, und zwar zuerst die alttestamentlichen. Nachdem er sich in der hebräischen, arabischen und syrischen Grammatik wieder heimisch gemacht, ging er an Eichhorn's Einleitung in das Alte Testament, deren „gemüthliche" Kritik ihn anzog, und an das goldene Büchlein Herder's vom Geist der hebr. Poesie, das er bisher noch nicht gekannt, nun aber in „wahrhaft genußreichen und seligen Stunden" las und wieder las, schwelgend in den neuen Ideen und den entzückenden Aussichten, die es ihm eröffnete. „Meiner Meinung nach — sagt er — hat dieses Buch dem Christenthum einen größeren Dienst geleistet, als alle Dogmatiken

zusammen genommen. Mag es sein daß die Phantasie zuweilen das Gemälde verschönert und durch zauberische Brücken verbunden hat, was man bei kaltem Blute doch noch durch eine tüchtige Kluft getrennt sieht, und daß es dem trockenen Verstande manchmal schwer fällt, ihrem Schwunge zu folgen, und sich alles in feste, hausbackene Begriffe zu verwandeln, so weht doch nach meinem Gefühl der Geist des Morgenlandes in dem Buche, und es giebt die einzig richtige Anleitung wie man Schriften des Morgenlandes betrachten und lesen muß." — Mit den von Herder und Eichhorn empfangenen Anregungen vertiefte er sich dann in das Studium des Alten Testaments, welches ihn bald so sehr fesselte, daß er nicht mehr davon loskam. Ein neues Licht ging ihm über dasselbe auf; in überzeugungskräftiger Klarheit trat ihm sein göttlicher Offenbarungsinhalt vor die Augen, der ihn dasselbe als „die Urquelle des Christenthums und aller Religion" erkennen ließ, und ihm die Gewißheit einflößte, daß man nur von hier aus zu Christus kommen könnte, was durch Philosophie allein in Ewigkeit nicht möglich sei." Aber auch die Bedeutung, welche eine „vervollkommnete Kritik und Exegese" für die festere Fundamentirung und Neugestaltung der gesammten Theologie gewinnen müsse, wurde ihm klar. Während er bisher die Ergebnisse seiner kritischen, historischen und exegetischen Studien nur als Widerspruch gegen den im Hause des Oheims in sein Herz gepflanzten Glauben und als Schwächung desselben hatte betrachten müssen, ging ihm nun die Erkenntniß darüber auf, daß die weitere Verfolgung des Weges, den er nicht ohne Unruhe und Zaghaftigkeit eingeschlagen hatte, und doch ohne Verleugnung der Wahrheit nicht verlassen zu können sich bewußt war, ihn zu einer klareren und ihrer selbst gewisseren Glaubensüberzeugung hinführe; und dies erfüllte ihn mit einer Freudigkeit zu seiner Wissenschaft, von der er früher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Seine eigenen dieser neugewonnenen Freudigkeit einen noch frischen Ausdruck gebenden Worte mögen was eben gesagt worden, näher erläutern. „Kaum — so schreibt er — hatte ich dieses (das Alte Testament) etwas näher und mit umfassenderem Blicke ins Auge gefaßt: als ich mit einemmale aus meinem bisherigen Schwanken zu einer entschiedenen theologischen Ueberzeugung gelangte, ohne durch den erkannten menschlichen Pragmatismus jetzt meine Ruhe gestört zu sehen. Vor meinen Blicken öffnete sich ein historischer Entwicklungsgang religiöser

Ideen, deren Verkettung mit gleicher Nothwendigkeit den menschlichen Geist beherrschend als ob sie ihm übernatürlich eingeflößt wären, ohne doch die unverkennbare Freiheit seiner Bewegung aufzuheben, das Walten des göttlichen Geistes verkündigt, und dem etwas Festes und Gewisses suchenden Herzen einen hinreichenden Anker der Sicherheit gegen die Willkür des menschlichen Wahnes darbietet." — „Wenn ich auch — so schrieb er im Februar 1823 an den Oheim — zum Orthodoxen auf immer verdorben bin, so ist doch mein Glauben an eine göttliche Offenbarung in Geschichte und Schriften der Israeliten felsenfest geworden, und wenn ich auch fest überzeugt bin, daß das kirchliche System einst nicht mehr zu retten sein wird, so glaube ich ebenso fest, daß dadurch die Bibel an allgemeiner Achtung gewinnen und ihre Anfeindung sich verlieren wird. Mein Leben soll fortan dem Schöpfen und Mittheilen aus dieser Quelle des Lebens geweiht sein." — — Die letzten Worte sprechen auch seine jetzt gewonnene klare Erkenntniß seines eigentlichen Lebensberufes aus; bestimmt und lebendig fühlte er nun den Beruf zum academischen Lehramt in der „orientalisch-exegetischen Grundlage der Theologie," und den Muth sich dasselbe, es koste was es wolle, zu erringen. „Ich habe — schrieb er an den Oheim — vom Alten Testament aus eine Menge Fäden zu spinnen angefangen und es würde mir schmerzlich sein mich davon trennen zu müssen, und sie nicht weiter verfolgen zu können." „Es ist mir hierin mehr zu Theil geworden, als ich je zu hoffen wagte. Ich folge unbedenklich einem Zuge, der sowol meinem Berufe als meinem Alter angemessen ist, zu dem ich hinlänglich Kräfte zu besitzen hoffe, und der mich hoffentlich zu einem glücklichen Erfolg führen wird." Das Pfarramt, das er in Aussicht genommen hatte, betrachtete er anfangs noch als den ihm allein offenstehenden Weg zu dem ersehnten Ziele; bald aber schob er diesen Plan ganz bei Seite, um im Vertrauen daß die Vorsehung ihm zur Erfüllung seiner Lebensbestimmung helfen werde, und mit entschlossener Willigkeit zu aller möglichen Entbehrung und Selbstverleugnung gerüstet, ohne weiteren Umweg die Erreichung des Zieles zu erstreben. Doch hat er noch lange mit Liebe an dem Gedanken festgehalten dereinst mit der gereiften Erfahrung des Alters sich von „dem Kampfplatze der Wissenschaft" zurückzuziehen, und seine letzten Lebensjahre im Amte des

praktischen Geistlichen allein noch dem zu weihen, was er auch dazumal „etwas Höheres als alle Wissenschaft" nannte.

Anderthalb Jahre dauerte diese Zeit einsamer, aber frucht- und freudereicher Arbeit; die wichtigsten Bücher des Alten Testaments wurden durchgearbeitet; die Gebiete der biblischen Alterthumskunde (J. D. Michaelis, Warnekros) und Geographie (Bachiene und Mannert) mit vielem Gewinn für eine lebendigere Kenntniß des biblischen Orients und für die Befestigung auf dem gewonnenen theologischen Standpunkt genauer durchforscht; und unter andrem auch der Gesenius'sche Commentar zu Jesajas studirt. — Zwar versuchte der Oheim, der früher ohne alle Sorge, ja mit einer gewissen Befriedigung gesehen hatte, wie sein geliebter Neffe schon bald nach Beginn seiner Studienzeit in den unvermeidlichen Kampf mit allerlei Zweifeln und Bedenken ernstlich verwickelt wurde, nun aber seine Hoffnung daß es sich dabei nur um eine Entwickelungskrisis handle, aus welcher der von ihm gepflanzte Bibelglaube bald siegreich hervorgehen werde, getäuscht glaubte, mit wohlmeinenden, aber scharfen und von der schmerzlichsten Bekümmerniß um sein Heil eingegebenen Warnungsworten ihn von „einem so verkehrten wissenschaftlichen Treiben," das sein „Inneres austrockne und ausleere" und ihn „auf Kosten seines Herzens" mit einem falschen, mit „dem Heiligthum des Herzens nicht im Einklang stehenden" und darum „heillosen Wissen" erfülle, zurückzubringen. Aber so tief es auch Hupfeld schmerzte, daß der Gegensatz zwischen seiner neugewonnenen Ueberzeugung und der seines „zweiten Vaters," dessen Urtheil ihm sonst gewichtiger war, als das jedes andern, in so scharfer und schroffer Weise hervortrat, und daß dieser gar kein Verständniß zu haben schien für die Freude mit der ihn das Bewußtsein erfüllte eine festere Grundlage für seinen Glauben an Gottes Offenbarung gewonnen zu haben, für seinen Drang die ihm aufgegangene Erkenntniß auch anderen mitzutheilen, und in offenem, ernstem Kampf um die Wahrheit nach rechts und nach links zu verfechten und für sein redliches Streben mit den Mitteln geschichtlicher und kritischer Forschung die wahre Herrlichkeit der heiligen Schrift ins Licht zu stellen, — in der freudigen Gewißheit auf dem rechten Wege zu sein und in unermüdlicher Verfolgung desselben ließ er sich dadurch nicht irre machen.

Ein schwerer Schlag, der die Familie traf, schien dagegen

das ersehnte Berufsziel wieder in weite Ferne zu rücken. Um Weihnachten des Jahres 1823 mußte Hupfeld über seinem schon seit längerer Zeit kränklichen Vater das Grab sich schließen sehen. In Folge davon glaubte er, in dem vollen Gefühl daß dieser schmerzliche Verlust die Verpflichtungen des Familienhauptes zunächst ihm, als dem ältesten Sohne, auferlege, mit schwerem Herzen auf die Verfolgung seines Planes vorerst verzichten, und sich um die (ziemlich gering dotirte) Stelle des Entschlafenen bewerben zu müssen, um der Mutter und den noch unmündigen Geschwistern volle Fürsorge und Beistand leisten zu können*). Alle deßhalb unternommenen Schritte blieben aber erfolglos, wogegen sich seine Treue und Selbstverleugnung in andrer Weise reichlich belohnt fand. Mit der abschläglichen Antwort auf sein Gesuch hatte der Minister, der ihn mit großem Wohlwollen aufgenommen und angehört hatte, die freundlichste Ermunterung den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, und die Zusage ihn bei der nächsten Erledigung einer geeigneten Stelle in Marburg besonders berücksichtigen zu wollen, verbunden. Und der Oheim, dessen Herz bei der Nachricht von jenem Schritte vor Liebe und Freude überwallte, hatte wieder die frühere gute Zuversicht zu ihm gewonnen und in dem Verlauf den die Sache nahm, eine klare Entscheidung Gottes erkannt, daß ihm der Wirkungskreis wirklich bestimmt sei, zu welchem ihn Neigung und innerer Beruf hinzog. „Verfolge muthig dein Ziel" rief er ihm nun zu. „Gott wird dir den Weg weiter bahnen."

Im Einverständniß mit seinen Angehörigen, namentlich seinem Oheim, entschloß sich Hupfeld nun noch einige Zeit in Halle zuzubringen um sich unter der Leitung von Gesenius für seinen Lebensberuf vollends auszubilden. Diesen Entschluß brachte er,

---

*) Aushilfsweise hatte er schon bisher dann und wann seinen Vater in der Erfüllung geistlicher Berufspflichten vertreten. Als einziges erhaltenes Denkmal seiner Predigerthätigkeit sei hier eine am 12ten Juni 1823 gehaltene Grabrede, nebst angehängtem Nekrolog erwähnt. Der Verstorbene war der Cantor in Spangenberg W. Mardorf, ein Mann, der bei ungewöhnlicher Begabung und Geistes- und Charakterbildung auf seinem merkwürdigen Lebenswege der Gunst und des näheren Verkehrs mit hochgestellten Männern gewürdigt wurde, aber treu seinem inneren Berufe, der sicheren Aussicht auf Reichthum und höhere Lebensstellung das bescheidene Amt eines Volksschullehrers vorgezogen, in diesem aber sich auch die allgemeine Achtung und Liebe in hohem Maaße erworben hatte, so daß sein früher Tod in weiteren Kreisen Theilnahme erregte.

nachdem er für die Erziehung seiner jüngsten Brüder die erforderliche Fürsorge getroffen hatte, im Frühjahr 1824 zur Ausführung. Zunächst an Wegscheider empfohlen, fand er in dessen Hause die freundlichste Aufnahme, und bei Gesenius die bereitwilligste Unterstützung für seine Zwecke. Auf seine theologische Denkart aber konnte weder der eine, noch der andere Einfluß gewinnen; denn so sehr ihn jener durch seinen biederen Charakter und das „wahrhaft väterliche" Wohlwollen, welches er ihm bewies, für sich einnahm, seinen flachen, seichten Rationalismus fand H. jetzt noch ebenso ungenießbar, als früher bei der Lektüre seiner Dogmatik, und aus seinen Aeußerungen über die Anschauungen Schleiermachers, de Wette's und der „übrigen geistvollen Vertreter des unaussprechlichen, dem Begriff widerstrebenden Gefühlselements in der Religion" entnahm er nur „wie herrlich er sie mißverstehe und travestire." In Gesenius aber suchte und ehrte er nur den Philologen. Seine Vorlesungen besuchte er jedoch nur anfangs regelmäßig, und gab sie bald ganz auf, da er fand daß sie, für minder gereifte berechnet, seinen weitergehenden Bedürfnissen nicht genügen konnten. — Zur weiteren Charakteristik seines theologischen Standpunkts mögen hier zwei längere Stellen aus einem ausführlichen Glaubensbekenntniß, das in einem Brief an den Oheim vom Juli 1824 enthalten ist, ihre Stelle finden. Ueber seine Stellung zu der heiligen Schrift sagt er unter andrem: „Die jetzige Ansicht von den biblischen Büchern war unausbleiblich, nachdem man die monströse Inspirationstheorie bei Seite geschoben, und die heiligen Schriften wie menschliche zu lesen, Unterschiede der Sprache und des Inhalts, des Geistes und Geschmacks, der vorherrschenden Ideen und Gesinnungen zu beobachten angefangen hatte, und nun die Grundsätze der an den classischen Schriftstellern geübten und bewährten Hermeneutik, mit den Ergebnissen der neuern historischen und philosophischen Forschung vereinigt, ihren Weg auch zu den bereits mit menschlichem Auge und Herzen betrachteten heil. Schriften fanden. Nur ein starrer Holländer konnte sich dieser so menschlichen und natürlichen Betrachtungsweise erwehren; aber als Dogmatiker handelte er allerdings am klüglichsten und consequentesten, indem er die Inspirationstheorie in ihrer ganzen Strenge festhielt, und die heil. Schriften dadurch so hoch hielt, daß gar kein menschlicher Maaßstab daran reichen konnte. Als Lowth, Michaelis, Herder, Eichhorn mit so viel

Beifall die Schönheit, Trefflichkeit, die tiefe Weisheit und Wahrheit, die in den heil. Schriften so oft verkannt wurde, nach menschlichem Maaßstabe geltend machten und vertheidigten, hat meines Wissens der Holländer nicht in das allgemeine Jauchzen mit eingestimmt, sondern sich und die Bibel in der ernsten und strengen Haltung der göttlichen legislatorischen oder vielmehr dictatorischen, unbedingten Auctorität erhalten, wol in dem richtigen Gefühl daß wenn man der menschlichen Vernunft einräume die Schönheit, Wahrheit und Weisheit der heil. Schriften aus Gründen einzusehen und zu empfinden, sie sich am Ende wol auch herausnehmen werde Mängel darin wahrzunehmen, mit einem Wort sich als Richterin aufzuwerfen. Wenn man die Kritik entfernen und abschneiden wollte, mußte man die Bibel dem Fassungsvermögen und Urtheil der Menschen gar nicht nahe bringen; man mußte sie nicht erklären, noch weniger ihre Vorzüge deutlich machen, sondern in einem mystischen Nimbus erhalten, aus dem nichts hervorbringt, als der nackte Buchstabe des Gesetzes, das nicht beurtheilt, nicht bewundert und geliebt, sondern befolgt sein will. Aber wer möchte sich zu einem so unmenschlichen Grundsatz bekennen; wer dem das Herz auf dem rechten Fleck saß jauchzte nicht damals den erwähnten Männern Beifall zu, als sie sich bemühten die heil. Schriften in ihr gehöriges alterthümliches, volksthümliches und menschliches Licht zu setzen und dadurch eine gerechte Würdigung derselben für alle Parteien, Christen und Nichtchristen möglich zu machen? Diese Ansichten fanden auch in Würtemberg Beifall, sie wurden selbst unter den Katholiken durch den großen Jahn und den noch größeren Hug verbreitet und unterstützt; selbst der in den Wundern und der Inspiration naturalistische Eichhorn fand in Würtemberg Eingang und Beifall, wenigstens eklektisch. Freilich vertheidigte er noch die Aechtheit des Pentateuchs und die Glaubwürdigkeit der Chronik, sowie der historischen Bücher überhaupt; er stellt noch nicht den Grundsatz auf daß den h. Schriftstellern zuweilen etwas Menschliches d. i. ein Irrthum, ein Nationalvorurtheil u. dgl. begegnet sei, daß sie von manchen uralten Dingen keine genaue Kenntniß gehabt, und uns oft statt Geschichte Sagen geben, wie alle andern alten Geschichtschreiber. Aber muß man denn nicht auch B sagen, wenn man A gesagt hat? Darf man mitten auf einem mit Besonnenheit betretenen Wege, den man bisher allgemein gut geheißen und ge-

lobt, und auf dem man so beliebte Resultate gefunden hat, plötzlich stille stehen, wie vor einem Schlagbaum und sagen: weiter geht es nicht, und zwar im Widerspruch mit den eigenen anerkannten Grundsätzen, mit den inzwischen gefundenen Ergebnissen der philologischen und historischen Forschung? Ich muß das Benehmen Planks, Stäudlins, Rosenmüllers so wie vieler andren Theologen, die für orthodox gelten zu können glauben, ungeachtet sie mit Michaelis, Herder und ein Stück Wegs mit Eichhorn gegangen sind, sehr inconsequent finden, und dagegen die Consequenz der Holländer loben, die ich freilich um alles in der Welt nicht haben möchte. Am schönsten und würdigsten dünkt mich das Benehmen Griesbachs, der — obgleich ein Greis und in andern Ansichten grau geworden — doch nachdem er die Schrift de Wettes im Manuscript aufmerksam gelesen, geprüft und seine Forschung ernst und nüchtern und von triftigen Gründen ausgehend gefunden hatte, sie durch eine Vorrede ins Publikum einführte, und der öffentlichen Prüfung empfahl. Er besorgte nicht daß dadurch die Achtung der Bibel und somit der Religion gefährdet werden könnte; nur der Inspirationsansicht war sie entgegen, und dieser Nimbus war ihr ja schon früher abgezogen worden, und sie hatte nichts dabei verloren als — einen Nimbus, und dafür an menschlicher und empfundener Achtung unendlich gewonnen und sich all der früheren Spötter entledigt. Er glaubt mit Recht (wie schon früher Plank) daß Angriffe auf die Inspiration keine Angriffe auf die Religion seien, da die Offenbarung mit der Inspiration nichts zu schaffen hat, und recht gut ohne sie bestehen kann. Wie dem aber auch sei, ich habe ganz den Grundsatz de Wettes: „für den einzelnen Menschen giebt es nichts Höheres und Heiligeres als die Wahrheit; was auch daraus entstehen mag, mögen auch hie und da die Folgen scheinbar nachtheilig sein — und wir übersehen ja nur was das Nächste und Oberflächlichste ist — Gott wird schon seine Kirche schützen; er weiß allein den Weg, den sie zu nehmen hat; der Einzelne kann nichts andres thun, und hat keine andre Pflicht, als seiner Ueberzeugung und seinem Gewissen treu zu sein."" — Bald darauf folgt noch ein Bekenntniß seines Glaubens an Christum, das wir um so mehr mitzutheilen Anlaß haben, da er sich bis zu seinem Ende öfter in wesentlich gleichem Sinne ausgesprochen hat. „Seien Sie versichert — so heißt es — daß das wahrhaft Heilige und Göttliche bei mir immer freudige

Anerkennung und Ehrerbietung finden werde. Ich mache die erfreuliche Erfahrung, daß es mich da wo es mich sonst gerührt hat, auch noch jetzt bei veränderten Ansichten, mit gleicher Stärke rührt, noch immer den alten unaussprechlichen Eindruck macht, der mir früher so oft mehr als alle andern Gründe für die Göttlichkeit des Christenthums galt, und seine Kraft immer gegen andringende Zweifel bewies. Ich meine damit vorzüglich die evangelische Geschichte, die ich jetzt syrisch lese. Ich habe früher gefürchtet die historische Kritik möchte mir auch hier, in meinem innersten Heiligthum, Verwüstungen anrichten; — aber siehe da! außer einigen Außenwerken ist nicht nur alles ganz geblieben, sondern der Eindruck hat sich auch erhöht, weil ich nun nachgerade bekannter und einheimischer mit dem Einzelnen geworden bin, und dieses sich zu einem vollständigen Gemälde aneinander gereiht hat, und weil ich nun bei größerer Belesenheit und Bildung eher im Stande bin Vergleichungen anzustellen, und die übermenschliche Höhe, den göttlichen Abglanz in der Gestalt des Heilandes, die unergründliche Tiefe und Weisheit seiner Aussprüche nebst der vollendetsten Form, besser zu würdigen, oder vielmehr zu ahnen und zu fühlen. Es ist mir hier durch eigne Erfahrung klar geworden was glauben heißt, wenigstens so heißen sollte: ich stehe hier vor der Person Jesu wie vor einem Räthsel still, vor dem alle meine philosophische und historische Kritik verstummt; ich weiß nicht wie ich das Wesen nennen soll, zu dem ich sonst in der ganzen Menschengeschichte kein Analogon finde; aber ich finde daß die ganze Menschengeschichte vor ihm und nach ihm auf ihn hinweist, und in ihm ihren Mittelpunkt, ihre Lösung findet; sein ganzes Benehmen, seine Thaten, seine Reden tragen einen überirdischen Charakter, sind aus menschlichen Verhältnissen und Hilfsmitteln rein unerklärlich; ich fühle daß hier mehr als Mensch ist, daß es ein göttlicher Gesandter sein muß; — aber wie er es sei das unterwinde ich mich nicht zu bestimmen, da der Ausdruck „Sohn," den er von sich braucht, offenbar bildlich ist, und da die Geschichte seiner Ankunft auf Erden mythische Bestandtheile hat; ich fühle aber auch gar kein Bedürfniß über sein Verhältniß zu Gott zu grübeln; es kommt mir sogar seiner großartigen Erscheinung gegenüber kleinlich vor; und ich begnüge mich, ohne weiteren Aufschluß über seine Natur und himmlisches Verhältniß zu vermissen, mit dem einfachen aber großen Ergebniß, das die Be-

trachtung der evangelischen Geschichte in meinem Gefühl zurückläßt: daß hier mehr als Mensch sein müsse, daß hier das Göttliche selbst in Menschengestalt erschienen sei. Ich kann es niemanden beweisen daß es so ist, weil es manchen geben kann, auf den das Herrlichste keinen andern Eindruck macht, als das Gewöhnlichste, und weil die Wunder den Glauben an die Wahrhaftigkeit der Geschichte voraussetzen, die wiederm nicht bewiesen werden kann für den, der es nicht fühlt, daß so etwas zu erdichten eine reine Unmöglichkeit ist; ich kann es also nicht grade beweisen daß die evangelische Geschichte in ihren Grundzügen historische Wahrheit enthält, daß sie das Bild eines übermenschlichen Wesens, eines himmlischen Gesandten an die Menschen darstellt, aber ich fühle es mit nicht minder fester Ueberzeugung, und darum glaube ich es; ebenso wie ich in den Erscheinungen der Natur und der Menschengeschichte das Walten Gottes ahne, ja seinen Finger hie und da recht deutlich zu erkennen glaube, obgleich ich dem, der es nicht fühlt, nicht einmal sein Dasein beweisen kann. Ich betrachte dieses als die mystische, unbegreifliche, blos im Gefühl vorhandene Grundlage der Religion, und die Nichtanerkennung einer solchen als das *πρῶτον ψεῦδος* der kantischen Philosophie und des großen Haufens der Rationalisten, sowie die Nachweisung und Begründung derselben als ein wahres Verdienst Jacobis, Fries und De Wettes"*).

Hupfeld hatte anfangs nur hinsichtlich der Betrachtung der

---

*) Auf den Oheim machte dieses Glaubensbekenntniß, namentlich so weit es die Person Jesu betraf, den wohlthuendsten Eindruck. „Ich ehre — so antwortete er — deine Ueberzeugungstreue, die dich doch zuletzt in alle Wahrheit leitet, und du bist mir darum nur um so lieber. Ob ich gleich wünschen muß, daß du auf einem andern Wege den Frieden zwischen Kopf und Herz gesucht haben möchtest, so sehe ich doch mit Freuden auf deiner jetzigen literarischen Laufbahn deinen Forschungstrieb in voller Thätigkeit, und lebe noch immer der Hoffnung, es werde in späteren Jahren statt der bisherigen Resultate, die du gewonnen zu haben glaubst, ein andres Facit herauskommen. In jedem Falle wird dir dein wissenschaftliches Streben eine reiche Ausbeute verschaffen, und dich einst zum Vertheidiger des wahren Glaubens nur um so geschickter machen. Du lächelst? Immerhin, nur laß mir vor der Hand diese Hoffnung, und wie es auch komme, so glaube nie daß ich dich darum weniger lieb habe. Sehr beruhigend ist mir jetzt schon dein Bekenntniß von der Person Jesu. Wenn dieses Licht, daß dir aufgegangen ist, immer heller und heller dich bestrahlt, dann habe ich in dieser Hinsicht nichts mehr zu wünschen."

heil. Schrift, namentlich des Alten Testaments eine Versöhnung zwischen seinem Glauben und seiner wissenschaftlichen Erkenntniß und historisch-kritischen Forschung gewonnen, und zwar vorzugsweise durch Vertiefung in das Schriftstudium selbst. Die vorhin genannten Namen deuten darauf hin unter welchen bestimmenden Einflüssen er von da aus nach und nach zu seiner, jene Versöhnung in weiterem Umfang herstellenden religionsphilosophischen Ueberzeugung gelangte. Die Fries'sche Philosophie, besonders in der Gestalt, in welcher De Wette sie in die Theologie eingeführt hatte, bot ihm Anschauungen dar, die zu seiner Betrachtungsweise der Offenbarung und der heiligen Schrift genau paßten und sich nur als Anwendung derselben in weiterem Umfange darstellten. Im Einklang mit denselben hat er sich nachmals wiederholt über die in der damaligen Entwickelungsperiode gewonnene, und lebenslang festgehaltene religionsphilosophische Grundlage seiner Theologie ausgesprochen. Zur Charakteristik derselben entnehmen wir aus später veröffentlichten Schriften folgende Sätze: „Wie wir in unserm Willen ein zwiefaches sich widerstreitendes Gesetz finden, ein göttliches oder geistiges, und ein irdisches oder fleischliches: so herrscht auch in unserer Erkenntniß eine ähnliche wunderbare Entzweiung, ein unauflöslicher Gegensatz in der Ansicht der Dinge: eine, wo wir gleichsam den Himmel offen sehen, und in allem was geschieht Gottes Walten erblicken, in allem was wir thun und leiden uns von seiner Hand geleitet und getroffen fühlen; und eine andre wo von Gott nirgends etwas zu sehen ist, wo wir vielmehr uns deutlich bewußt sind alles selbst und ohne fremdes Zuthun gethan zu haben, auch außer uns überall natürlichen Zusammenhang sehen und die Naturgesetze berechnen können wonach alles so erfolgen mußte. Jenes wäre also eine göttliche oder religiöse, dieses eine menschliche oder natürliche Seite und Ansicht der Dinge, welche uns beide gleich angeboren sind. Jene blitzt aus der innersten Tiefe des Gemüthes hervor, wo ein zarter Funke des göttlichen Geistes verborgen ist, den uns Gott als einen leisen aber unvertilgbaren Instinct unsrer göttlichen Abkunft und Natur, als das Organ unsrer Gemeinschaft mit ihm und seinem Reiche, unsres Wissens um die himmlischen Dinge (1. Kor. 2, 10.) mit in die irdische Verweisung gegeben hat; und das ists was wir die Vernunft zu nennen pflegen. Die andre hat ihren Sitz in unserm Verstande,

dem Organ womit wir die sinnliche Welt auffassen, welches aber von Gott und göttlichen Dingen aus sich nichts weiß und begreift, weil das Unendliche nicht von dem Organ des Endlichen gefaßt werden kann. Der Gegensatz dieser beiden Principien im Menschen — wie er sich aus ursprünglicher Einheit allmälig entwickelt, in Kampf geräth, worin abwechselnd das eine das andre überwältigt und unterdrückt, bis endlich eine Versöhnung durch gegenseitige Anerkennung sich vorbereitet, in welcher das schmerzlich zerrissene Gemüth die ersehnte Ruhe und Heilung zu finden hofft: das ist der eigentliche Inhalt und Kern der Geschichte der Menschheit — im ganzen wie im einzelnen — und insbesondere der Religion"*). — „So wenig wir im allgemeinen Weltlauf und der Führung unsrer Schicksale bestimmen können was Gott, und was die Natur und der Mensch thut, so wenig können und dürfen wir es in unserm Innern. Der Glaube schreibt alles Gute Gott zu, sieht in allem Gottes Finger, während der kalte Verstand überall nur Natur- und Menschenwerk sieht: weil dieser nur auf das nächste, die sichtbaren Ursachen, sieht, jener aber stets auf die unsichtbare Endursache zurückgeht. Beide Ansichten liegen in unserer Natur, und haben gleiche Wahrheit und gleiches Recht: aber jenes ist die höhere, dieses die niedere Ansicht, und nur jene ist die der Religion. Man kann aber nicht beide mit einander vermitteln und auseinandersetzen: denn wer kann die Gränze angeben wo Gott aufhört, und der Mensch oder die Natur angeht? wo ist ein Punkt zu finden wo Gott nicht wirksam wäre? Vgl. Ps. 139, 1 ff. Es bleibt also nichts übrig als beide Ansichten und Standpunkte neben einander zu lassen, und sich zu bescheiden daß wir das Geheimniß ihres Gegensatzes mit unserer beschränkten Vernunft nicht lösen könnnen: also an dem Glauben festzuhalten daß Gott es ist der alles Gute in wie außer den Menschen wirkt, und doch darum nicht daran zu zweifeln daß der Mensch frei und der verantwortliche Urheber seiner Thaten ist"**).

Der eigentliche Zweck des Aufenthalts Hupfelds in Halle war aber nicht die Ausbildung seiner theologischen und philosophischen

---

*) Nachwort zu Bickell's Schrift: über die Reform der protestantischen Kirchenverfassung. Marburg 1831 S. 56 f.

**) Evangelischer Kirchenbote. Hanau 1840 H. 11 u. 12 S. 551.

Ueberzeugung, sondern seine orientalisch-philologische Fortbildung; und diesen Zweck verfolgte er mit rüstiger Kraft und rastlosem Eifer. Die orientalischen Studien waren damals in Halle noch in voller Blüthe. Unter den mehr als 700 Theologen fand H. „sehr viele" noch ganz jugendliche Studenten, die durch nähere Bekanntschaft mit dem Arabischen, Syrischen, Samaritanischen und „sogar" dem Aethiopischen und Persischen viel vor ihm voraus hatten, was seinen Eifer nicht wenig anspornte. Gesenius selbst erkannte gleich anfangs daß ihm ein tüchtiger, vielversprechender Schüler zugeführt worden war; er beschäftigte sich privatim viel mit ihm; und als er seine Neigung und sein Geschick zur Lexikographie (die Frucht der von Arnoldi gegebenen Anregungen) bemerkte, ermunterte er ihn ihm dahin einschlagende Arbeiten vorzulegen; dies that H. in reichem Maaße, und hatte die Genugthuung daß Gesenius dieselben nicht nur beifällig beurtheilte, sondern auch manches daraus in seinem Thesaurus benützen zu wollen erklärte. Mit der Zeit wurden jedoch beide des Gegensatzes ihrer lexikographischen Methode mehr und mehr inne, was H. bestimmte mit den Ergebnissen seiner Studien mehr zurückzuhalten, um Collisionen zu vermeiden. — Außerdem übertrug ihm Gesenius auch Arbeiten für einen großen Bibelatlas, den er herauszugeben gedachte, namentlich die Charte von Palästina zur Zeit Christi, zu welchem Zwecke H. viele und genaue Vorstudien in den Werken der alten Geographen und der neueren Reisebeschreiber unternahm. — Vollständig fühlte er sich indessen von diesen Studien und Arbeiten nicht befriedigt; er sehnte sich nach Wiederaufnahme einer Lehrthätigkeit, weßhalb er sich — da auch Wegscheider und Gesenius sein Vorhaben billigten — am 16. September 1824 durch eine Disputation über eine Anzahl Thesen, von denen die meisten lexikographischen Inhalts waren, in der philosophischen Facultät habilitirte (als rite promoto wurde ihm spätere Nachlieferung einer Abhandlung zugestanden), und hierauf im Wintersemester 1824/25 vor etwa 40 Zuhörern unentgeldlich über hebräische Grammatik zu lesen begann. Daneben vollendete er seinen Bibelcursus durch Lektüre Jeremias, der kleinen Propheten und eines Theils der Hagiographen, setzte seine Studien in der Archäologie, im Syrischen, Arabischen und Aethiopischen fort, und arbeitete über letztere Sprache eine Abhandlung aus, die nach dem ursprünglichen Plane in ihrem ersten Theile Berichtigungen der

äthiopischen Grammatik Ludolf's und im zweiten Beleuchtungen und Berichtigungen der hebräischen Grammatik und der der übrigen Dialekte vom Aethiopischen aus enthalten sollte. Da jedoch der Stoff mehr und mehr anwuchs, so entschloß sich H. nur den ersten Theil unter Beifügung einzelner Bemerkungen aus dem zweiten zu veröffentlichen. Er gab sie unter dem Titel Exercitationes Aethiopicae sive observationum criticarum ad emendandam rationem grammaticae semiticae specimen primum im April 1825 in Leipzig in den Druck; jedoch konnte sie erst gegen Ende des Jahres, als er schon Extraordinarius in Marburg war, an das Licht treten. Ueber seine damaligen Studien schreibt er (Nov. 1824): „Es muß auch Leute geben, die andren für ihre Arbeiten die Wege säubern und ebnen und den Eingang zum Heiligthum erleichtern; ich gehöre zu diesen pedantischen und doch nützlichen Arbeitern, die erst die äußeren Verhältnisse und Vorhöfe des Heiligthums von allen Seiten erforscht haben müssen, ehe sie einen Schritt hineinsetzen, während andre, die ich um ihr rasches und kurzes Verfahren beneide, ohne Umstände zum Fenster hineinsteigen, wenn es sonst keinen Eingang für sie giebt. Nun ich werde nicht immer in den Vorhöfen bleiben; ich sehne mich sehr nach dem Zeitpunkt wo meine Vorarbeiten beendigt sind, und ich versäume nicht so oft es sich thun läßt einen Blick in das ersehnte Heiligthum zu werfen, in welchem ich so manchen unsaubern Gast, der sich nicht einmal die Schuhe abgeputzt hat, ohne Umstände aus- und eingehen sehe." —

Die Aussichten in Halle waren gut; die freundlichsten Aufforderungen da zu bleiben ergingen an den hoffnungsvollen, angehenden Docenten; aber trotz dem lehrreichen und anregenden Verkehr mit Gesenius und dem Wohlwollen, mit dem H. stets in Wegscheiders Hause, und auch bei dem greisen, aber noch jugendlich lebendigen Lafontaine aufgenommen wurde, konnte er in dem „flachen und prosaischen Sachsen- und Preußenlande" nicht heimisch werden, und sehnte sich nach seinem „geliebten Vaterlande" zurück. Als er nun im Frühjahr 1825 die falsche Nachricht erhielt, daß ihm eine durch den Abgang von Ernst Sartorius nach Dorpat erledigte theologische Professur in Marburg zugedacht sei, war seines Bleibens nicht länger. Ohne nähere Nachrichten abzuwarten kehrte er nach Marburg zurück, eine Uebereilung, die er damit büßte daß er das folgende Sommersemester als Privatdocent in peinlich drücken-

den Verhältnissen zubringen mußte, indem er publice biblische Archäologie las. Damit war aber auch die lange und schwere Bildungsschule für die Wissenschaft und für das Leben zu Ende. Im Herbst 1825 wurde H. durch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Theologie aus seiner peinlichen Lage erlöst; und anderthalb Jahre später, kurz nach dem am 16. Februar 1827 erfolgten Tode J. Melch. Hartmann's, wurde ihm die ordentliche Professur der orientalischen Sprachen in der philosophischen Facultät übertragen, neben welcher er jene Stellung in der theologischen Facultät beibehielt. „Du hast — schrieb ihm der Oheim nach jener ersten Ernennung — dein Ziel durch unermüdete Anstrengung, durch manches schwere Opfer und nicht gemeine Selbstverleugnung mit Gottes Hülfe erkämpft. . . War auch der Weg worauf du bisher geführt wurdest, ein dornichter Umweg, er war doch deiner ganzen Eigenthümlichkeit entsprechend und dir heilsam, und deine indessen gemachten Erfahrungen sind mit keinem Golde aufzuwiegen."

Zweiter Abschnitt.

Das Leben und Wirken in Marburg.

Hupfeld war in seine amtliche Stellung eingetreten als ein Mann von scharf ausgeprägtem Charakter, der in den kirchlichen, politischen und wissenschaftlichen Gegensätzen jener Zeit seinen festen Standpunkt gewonnen hatte, voll lebendiger Theilnahme für die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und mit einem starken Triebe seinen Ueberzeugungen überall wo er dazu berufen zu sein glaubte, praktische Geltung zu verschaffen. Für seine nächste Berufsaufgabe, die alttestamentlich-theologische und orientalisch-philologische Lehrthätigkeit fand er bald unter den 400 Studenten Marburgs, von denen gegen 120 Theologen waren, einen befriedigenden Wirkungskreis, besonders seit er im Herbst 1830 in Folge eines abgelehnten Rufes auch zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt worden war. In theologischen Hauptvorlesungen hatte er von da an nicht selten über 40 Zuhörer; und es war herrschende Sitte der Marburger Studenten die Vorlesungen regelmäßig und ausdauernd zu besuchen. — Auch bot die mit der Universität verbundene Stipendiatenanstalt willkommene Gelegenheit dar in näheren persönlichen Verkehr mit vielen einzelnen zu treten, und strebsamere und begabtere kennen zu lernen. Das Gedeihen dieser Anstalt, deren Vorzüge und Mängel H. als Zögling und als Major kennen gelernt hatte, lag ihm fortwährend sehr am Herzen; als Mitglied der Aufsichtsbehörde setzte er im Jahre 1830 durch, daß für die Studienleitung liberalere und dem Verhältniß der Wissenschaften gemäßere Grundsätze angenommen wurden, und alte, seit geraumer Zeit in Abgang gekommene Wohlthaten, wie Reisestipendien und unentgeldliche Ertheilung der Doctorwürde an ausgezeichnete Zöglinge wieder in Kraft traten. Weitere Reformen, die er beabsichtigt und vorbereitet hatte konnte er dagegen, auch nachdem er 1834 (nach dem

Tode Zimmermann's) zum Ephorus der Anstalt bestellt worden war, nicht zur Ausführung bringen. Er arbeitete zwar (1836 und 37) auf Grund sorgfältiger Acten und Archivstudien an einem neuen Statutenentwurf; aber erst nach seinem Abgang von Marburg ist die beabsichtigte Reform der Anstalt wirklich durchgeführt worden. — Rascheren Erfolg hatten seine Bemühungen für eine andere, von jeher mit der Universität eng verbundene Anstalt, das Pädagogium; dieses war, ohne eigenen Direktor, früher der Oberleitung des ersten Professors der Theologie, der deßhalb den Titel Pädagogiarch führte, unterstellt gewesen; in den zwanziger Jahren war an seine Stelle ein aus den Decanen der theologischen und der philosophischen Facultät und dem Professor der classischen Literatur und Beredtsamkeit bestehendes Collegium getreten, in welchem der theologische Decan den Vorsitz behielt. Diese Behörde konnte aber mit ihrem „papierenen Scepter" einen Director nicht ersetzen; auch führte die unzweckmäßige Einrichtung zu steten Reibungen mit den Lehrern der Anstalt. Als daher Hupfeld im Jahr 1832 theologischer Decan und Vorsitzender des Collegiums war, beantragte er im Interesse der Anstalt bei dem Ministerium die Auflösung dieser Behörde und die Einsetzung eines eigenen Directors; dem Antrag wurde entsprochen und er durfte im folgenden Jahre selbst den neuen Director in der Person Aug. Friedr. Christ. Vilmar's in feierlichem Akte in sein Amt einführen. —

Besonders aber bot ihm das Universitätsleben selbst fortwährend mancherlei Anlaß seinem Drange zu thätiger Theilnahme an den Angelegenheiten der Gemeinschaft Genüge zu thun. Die Universität Marburg hat sich mehr als die meisten andern die alte corporative Selbständigkeit bewahrt. Die akademische Verwaltung ist Sache des aus sämmtlichen Ordinarien bestehenden Senates, der jedoch zur Erledigung der minder wichtigen laufenden Geschäfte aus seiner Mitte eine Verwaltungscommission wählt, so daß nur die wichtigeren Angelegenheiten seiner Entscheidung vorbehalten bleiben. Außerdem hat er über alle von der Regierung beabsichtigten, die Universität betreffenden Anordnungen zuvor sein Votum abzugeben, kann natürlich auch bitt- und antragsweise die Initiative ergreifen, und giebt in Berufungsangelegenheiten über die durch ihn an die Regierung gehenden Vorschläge der einzelnen Facultäten sein Gutachten ab. — Mit Liebe und Eifer widmete sich Hupfeld den verschiedenen Zweigen der aka-

demischen Verwaltung. Zwar kostete ihn diese Geschäftsthätigkeit bei seiner Scrupulosität und oft allzu umständlichen Gründlichkeit unverhältnißmäßig viel Zeit; er klagte manchmal, daß dieselbe gewiß für niemanden so störend und mit so theuern Opfern verbunden sei, als für ihn; aber doch konnte er es nie über sich gewinnen den öfter gefaßten Entschluß sich mehr davon zurückzuziehen, wirklich zur Ausführung zu bringen. Besonders wenn es galt die bisherigen Rechte der Corporation gegen drohende Beeinträchtigung seitens der Büreaukratie zu wahren, oder Maaßregeln abzuwenden die er mit der Ehre und Würde der Universität nicht vereinbar, oder sonst unzweckmäßig und schädlich fand, war er stets an seiner Stelle, und scheute sich nicht nöthigenfalls den nachdrücklichsten amtlichen Widerstand zu leisten. Mit derselben Entschiedenheit vertrat er aber auch, namentlich in der politischen Aufregung am Anfang der 30er Jahre, das Recht der Regierung und deren ihm ersprießlich scheinende Intentionen, auch wenn dieselben der großen Mehrzahl seiner Kollegen mißliebig waren. — Da man sein freimüthiges, kräftiges Wort und die umsichtige Sorgfalt und Gründlichkeit seiner Ausarbeitungen kannte, so wurde ihm häufig vom Senate die Abfassung von, manchmal sehr umfangreichen Gutachten und Vorstellungen übertragen, die denn auch meist nicht ohne Wirkung blieben. Andrerseits gab ihm auch das Ministerium manchen Auftrag in akademischen Angelegenheiten; so war er z. B. 1836 zum Mitglied der Commission ernannt, welcher die durch die Bundesbeschlüsse nöthig gewordene Umarbeitung der akademischen Gesetze übertragen war. Von den Berufungsangelegenheiten beschäftigten ihn nicht blos die theologischen, sondern auch die andrer Facultäten, namentlich der juristischen und philosophischen, auf's lebhafteste, indem er stets, so viel in seinen Kräften stand, dahin wirkte daß die Vorschläge sich auf Männer richteten, welche mit der Tüchtigkeit in ihrer Fachwissenschaft und in der Lehrthätigkeit auch die erforderlichen Charaktereigenschaften und Gaben zur Betheiligung an den akademischen Geschäften verbanden.

In der theologischen Facultät, deren Mitglieder noch dieselben waren, wie am Ende seiner Studienzeit (Arnoldi, Zimmermann, Beckhaus und Justi), hatte H. anfangs niemanden, dem er sich näher hätte anschließen können; der Unterschied des Alters, Charakters und der Denkweise war zu bedeutend, als daß ein innigeres Verhältniß, als das der Pietät gegen die früheren Lehrer

und einer durch keinen Mißklang gestörten Collegialität möglich gewesen wäre; auch war der greise Arnoldi für allen Verkehr ziemlich abgestorben, und verfiel schon anfangs der 30er Jahre in Trübsinnigkeit und tiefe Melancholie. — Ein um so innigeres Freundschaftsband knüpfte sich von vornherein zwischen H. und seinem nur wenig jüngeren, früheren Studiengenossen Johann Wilhelm Bickell, der seit 1824 außerordentlicher und seit 1826 ordentlicher Prof. der Rechtswissenschaft geworden war. Bei gleichen Grundüberzeugungen und -gesinnungen stand die Eigenthümlichkeit beider Männer im glücklichsten Ergänzungsverhältniß. Beiden lag gleicher Weise nichts so sehr am Herzen als ein lebendiges Christenthum, das aus der heiligen Schrift seine Nahrung zieht, und eine Erneuerung der evangelischen Kirche durch den Geist des Glaubens der sie in ihren Anfängen beseelt hatte; sie waren darum abgesagte Feinde der seichten, alles religiöse Leben ertödtenden Aufklärung des Rationalismus, konnten sich aber auch mit der damals noch kleinen Zahl derer nicht befreunden, die mit polterndem Eifer die Herrschaft des kirchlichen Dogmas wieder aufrichten und dadurch der kranken Kirche helfen wollten. In politischer Beziehung war ihnen die tiefste Ueberzeugung davon gemein, daß das Volks- und Staatswohl im engeren und im weiteren Vaterlande durchaus bedingt sei durch die Erhaltung, beziehungsweise Wiederherstellung der christlichen Grundlagen des öffentlichen Lebens und einer festen, ungeschwächten, ihre Rechte und Autorität mannhaft wahrenden, aber auch selbst gewissenhaft an Gesetz und Recht sich bindenden monarchischen Regierungsgewalt; sie waren entschiedene Gegner des durch blendende Parteistichwörter die Menge aufregenden, nebelhafte Ziele verfolgenden, oppositions- und neuerungssüchtigen Liberalismus; dabei aber eifrige Verfechter der korporativen Selbständigkeit, einer von büreaukratischer Vielregiererei und polizeilicher Maaßregelung unverkümmerten Freiheit, und gesunder maaßvoller, der geschichtlichen Entwicklung und deutschnationalen Eigenthümlichkeit gebürend Rechnung tragender Reformbestrebungen. Derselbe unbeugsame Rechtssinn, dieselbe Gewissenhaftigkeit, Geradheit und Offenheit, dieselbe Treue und Zuverlässigkeit im Berufsleben und im Verkehr, die gleiche Unzugänglichkeit für die Motive persönlichen Interesses und dieselbe lebendige Theilnahme an dem Wohl und Wehe der Gemeinschaft zeichnete beide aus. Dagegen konnte der Gegensatz kaum größer sein zwischen Hupfelds leicht

erregbarem Temperament, seiner stark hervorbrechenden Energie in Liebe und Zorn, in Billigung und Mißbilligung, seiner unter Umständen jede Rücksicht bei Seite setzenden Streitbarkeit wider das Verkehrte und Gemeine und zwischen Bickells tiefem Seelenfrieden, seiner klaren, festen, gleichmüthigen Ruhe, seinem maaßvollen jeden Schritt und jedes Wort wohlbedenkenden Wesen, seiner Geneigtheit so lange als möglich das Beste zu glauben und seinem friedfertigen Streben immer auch den guten Seiten des Gegners ihr Recht widerfahren zu lassen. In Hupfelds Wesen trat die ihrer Kraft sich bewußte Mannhaftigkeit, die Festigkeit und Selbständigkeit eines im Kampf des Lebens gestählten Charakters, der Trieb mitzutheilen und in andern gleiche Ueberzeugungen und Empfindungen zu wecken, die entschlossenste Thatkraft und der Drang bestimmend in den Gang der Dinge einzugreifen augenfällig hervor. In Bickell dagegen waltete der Trieb vor mit feinem Gefühl und sicherem Takt aus dem Ueberlieferten und von andern Dargebotenen das seinem Wesen und seinen Ueberzeugungen Homogene sich anzueignen, es in stiller ruhiger Geistesarbeit von allen trübenden Beimischungen zu reinigen, zu durchsichtiger überzeugungskräftiger Klarheit zu bringen und sorgfältig auszugestalten, und dann damit hervorzutreten um die mit einander im Kampfe liegenden Gegensätze zu versöhnen, und alle Wohlmeinenden zu gemeinsamer Arbeit an den vorliegenden Aufgaben zu vereinigen; er machte den Eindruck eines Mannes der bei aller Klarheit und Festigkeit seiner Ueberzeugungen in hohem Maaße das Bedürfniß hatte sich an Gleichgesinnte anzulehnen, der bei vielseitigster und unermüdlichster Thätigkeit doch vorzugsweise ein innerliches Leben führte, und dem eine durch innige Frömmigkeit geläuterte Liebenswürdigkeit eigen war. — Es ist demnach nicht unzutreffend, wenn in dem in den Krit. Jahrbb. f. Deutsche Rechtswissenschaft Jahrg. XII H. 4 veröffentlichten Nekrolog Bickells die Freundschaft zwischen ihm und Hupfeld als eine solche bezeichnet wird, „wie sie zwischen Männern nur in dem seltenen Falle zu bestehen pflegt, wenn die gemeinsamen Berührungspunkte zweier reiner und edler Charaktere in dem Gegensatz der vorwiegend weiblichen und männlichen Anlage auseinandertreten." — Der sehr rege freundschaftliche Austausch zwischen beiden hatte neben dem Persönlichen und Beruflichen auch alle geistigen Interessen der Zeit zum Gegenstande. Mit Sehnsucht dachte Bickell später an „die gemüth-

liche Stunde nach Tische" zurück, in welcher sie „über alles was sie und die Welt bewegte" sich gegen einander aussprachen. Aber auch für das öffentliche Leben sollte dieser Freundschaftsbund durch gemeinsame und sich wechselweise ergänzende Arbeit seine Frucht tragen; und zwar vorzugsweise auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens. Den ersten Anlaß zu gemeinsamem öffentlichem Auftreten bot die politische Umwälzung des Jahres 1830 dar. Dem stürmischen Drange nach Erneuerung der unbefriedigenden Verhältnisse des öffentlichen Lebens in der Richtung einer freiheitlichen Gestaltung hatte man in Hessen durch die Berufung eines constituirenden Landtages nachgegeben, der in jenem und dem folgenden Jahre tagte. Diesem hatte eine Anzahl vom Lichte der Aufklärung erleuchteter Pfarrer eine Vorstellung eingereicht, welche vorzugsweise die drückenden Verhältnisse, in denen die Geistlichkeit sich befand, schilderte, die herrschende Geringachtung ihrer wie der Kirche daraus ableitete und um Abhilfe durch würdigere und unabhängigere Stellung der Geistlichen bat. Diese Gelegenheit wollten die beiden Freunde nicht vorübergehen lassen, ohne in ihrer Weise an der Erneuerung des Alten mitzuarbeiten, namentlich das Bewußtsein zu wecken, daß die erstrebte Wiedergeburt des kranken Volkslebens durchaus von dem Wiederaufleben eines gesunden, kräftigen evangelischen Glaubenslebens bedingt sei, und daß die Geistlichkeit insbesondere nur durch Erhebung über die niedrige Stufe sittlich-religiöser, wissenschaftlicher und praktischer Bildung, die sie großentheils einnahm, wieder zu Ehren kommen und eine erfolgreichere Wirksamkeit entfalten könne. Das nächste praktische Ziel das sie ins Auge faßten war eine Reform der Kirchenverfassung. Gemeinsam reichten sie eine dahin zielende von Bickell verfaßte Vorstellung an den Landtag ein, die auf Hupfelds Antrieb zugleich der Oeffentlichkeit übergeben wurde unter Beifügung eines von ihm geschriebenen Nachworts, welches das vorzugsweise die kirchenrechtliche Seite hervorhebende und auf die Kirche im Ganzen bezügliche Gutachten Bickells vom theologischen Gesichtspunkt aus und durch besondere Berücksichtigung des geistlichen Standes ergänzen sollte*). — Eine Hauptursache von dem Verfalle

---

*) Ueber die Reform der protestantischen Kirchenverfassung in besonderer Beziehung auf Kurhessen von Dr. Joh. Wilh. Bickell ord. Prof. d. Rechte zu Marburg. Nebst einem Nachworte von Dr. H. Hupfeld, Marburg 1831.

des kirchlichen Lebens erkannten nämlich beide in der bisherigen Verfassung der Kirche, namentlich in dem ihr aufgedrungenen Charakter einer Staats- und Polizeianstalt, der sie fast um allen Einfluß auf die Gemüther gebracht hatte; in dem alles Leben ertödtenden büreaukratischen Consistorialregiment, das an eine mechanische Dienstpragmatik gebunden gerade die wichtigsten kirchlichen Lebensinteressen vernachlässigte; und in der Verdrängung aller presbyterialen und synodalen Einrichtungen, und damit auch der Freiheit und der eigenen Betheiligung der Kirchenglieder an den öffentlichen und inneren Angelegenheiten der Kirche. Sie forderten darum Emancipation der Kirche von der Staatsgewalt, Aufhebung der Consistorialverfassung, Wiederherstellung der ursprünglichen Autonomie der Kirchengemeinden, Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung. „Wie der Kirche die Verbindung mit dem Staate, sein Schutz und seine Leitung zusagt — sagt Hupfeld S. 39 — ist nun durch beinahe drei Jahrhunderte hinlänglich erprobt: sie hat das Experiment beinahe mit ihrem Leben bezahlt, und fleht jetzt mit dem letzten Reste ihrer Kraft um die einzige Gunst, daß ihr erlaubt werde auf ihren eigenen Füßen zu stehen, und sich lediglich auf den in der menschlichen Brust unvertilgbaren und auch in seiner jetzigen Erstorbenheit noch Vertrauen einflößenden, religiösen Trieb zu stützen." — Auch für die Hebung des geistlichen Standes insonderheit hielt H. zunächst Rückkehr zum Princip der Freiheit, namentlich Ueberlassung des Rechtes der Wahl und einer gewissen Beaufsichtigung der Geistlichen an die Gemeinden für erforderlich.

Einen tiefer liegenden Grund des Verfalles der Kirche erkannte er aber in der Art der Bildung ihrer Geistlichen auf den Universitäten. Diese sei in wissenschaftlicher und in practischer Beziehung äußerst mangelhaft. Der Hauptschaden aber bestehe darin daß die Mehrzahl der Geistlichen durch ihre Universitätsbildung „nicht nur dem alten Kirchen- und Volksglauben entfremdet worden, sondern auch alles lebendigen Glaubens überhaupt verlustig gegangen" seien. Es sei dies die Folge der ungeheuern Revolution welche die einseitige Verstandesrichtung, sich auflehnend gegen den von der Kirchenlehre ihr auferlegten Zwang, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Theologie bewirkt, indem sie nicht nur die sämmtlichen Grundlehren des kirchlichen Glaubenssystem umgestürzt, sondern auch die Glaubensquelle

selbst, die bei allen früheren Streitigkeiten unangetastet gebliebene heilige Schrift in ihrem Ansehen erschüttert habe. Man habe in dieser Revolution des Rationalismus (oder „richtiger Naturalismus") freilich ein in der Entwicklungsgeschichte der deutsch-protestantischen Theologie nothwendiges Ereigniß anzuerkennen, und ihr ihr relatives Recht zuzugestehen, wie er denn auch seinerseits bekennen müsse „selbst von der alten Kirchenlehre abgefallen zu sein"; aber man dürfe auch den ungeheuren Schaden, welchen sie angerichtet habe, nicht übersehen. „Es ist — sagt er (S. 59 f.) dahin gekommen daß nicht nur die heilige Geschichte — der historische Grund und Boden in welchem das Christenthum wurzelt — ihres überirdischen Scheines entkleidet und in das Gebiet der gemeinen Geschichte — ja in die Reihe niedriger Betrugsgeschichten — herabgezogen, sondern auch die christlichen Religionsideen durch Abstreifung des ihnen angeborenen überschwänglichen Wesens, wodurch sie dem Verstande anstößig waren, ihres eigentlichen Nervs und ihrer Bedeutung beraubt worden sind, und der ganze lebensvolle Inhalt des Christenthums in ein paar dürftige Begriffe und Formeln zusammengeschrumpft ist, die zwar keinem Menschen den Kopf verrücken und die Ruhe stören können, aber auch ohne alle Kraft und Wirkung auf das menschliche Herz und Leben sind, und — was das Bedenklichste ist — das was sie noch von religiösem Gehalt besitzen, noch zu verlieren fürchten müssen, da sie kein eignes Wesen haben, sondern blos abgezogene Schattenbilder der überlieferten Religionsideen sind, denen der Verstand unfehlbar alles übrige Lebensblut noch vollends aufsaugen, und so einen vollendeten Atheismus einführen wird. Da ist ein Gott, dem man die specielle Vorsehung abgenommen hat, weil der Naturmechanismus und die menschliche Freiheit ihr keinen Raum zur Thätigkeit übrig lassen, ohne die bedenklichsten Collisionen fürchten zu müssen, und dem — obgleich offenbar überflüssig — nur aus altem Respect noch ein stiller Platz zum Zusehen, wie dem Gott der Epikuräer, eingeräumt worden zu sein scheint; eine Unsterblichkeit der Seele, die besonders um einen Himmel und um die Rückerinnerung dieses Erdenlebens und das Wiedersehen verlegen scheint, der aber die Physiker immer mehr die Möglichkeit des Lebens selbst abstreiten, nnd die durch alles in der Natur Lügen gestraft wird; eine Freiheit des Willens, die ihre der göttlichen Vorsehung abgerungene Selbständigkeit im-

mer mehr an den Naturmechanismus verliert; endlich eine Tugend der es an einem Princip d. i. an dem Kennzeichen was eigentlich Tugend sei, an einem Panier worunter sie streitet, an einem Ziel wornach sie ringt, an einer kräftigen Nahrung wovon sie lebt, und an einer gehörigen Kenntniß der Kräfte ihres Feindes und ihrer eigenen Schwäche — kurz an allem fehlt was ihr das Gelingen verheißen und eine kräftige Existenz sichern könnte. Alles das sieht aus wie Religion, ist's aber nicht: man kann dabei nicht beten, nicht vertrauen, nicht mit Freudigkeit dem Tode entgegen gehen — kurz nichts von dem wozu man gerade eine Religion in diesem dunkeln Erdenthale braucht, und was dem Leben erst seinen Werth und seinen Reiz ertheilt." — Eine solche Theologie herrsche auf den Kathedern und in den Lehrbüchern. Denn der schwächer vertretene Supranaturalismus habe sich großentheils dem Einflusse der herrschenden Richtung nicht entziehen können, und sei in eine unerquickliche Halbheit und Haltungslosigkeit gerathen.

Hupfeld hoffte zuversichtlich auf eine Versöhnung der Gegensätze, deren Streit die Zeit bewegte und die Kirche in Gefahr brachte. Freudig begrüßte er auch die Morgenröthe einer neuen besseren Zeit, die in der Theologie durch Männer wie Schleiermacher, Neander, De Wette u. add. herbeigeführt worden sei, die aber auch auf den Gebieten der Philosophie, der Geschichte und der Philologie aufzuleuchten beginne; auch in der „verschrieenen Partei unter den jüngeren Theologen, welche ... das alte Kirchensystem wieder in seiner ganzen Strenge repristiniren wolle", erkannte er, obschon er ihr keine bedeutenderen Erfolge verhieß, — ein in heilsamer Weise in den Entwickelungsgang der Theologie eingreifendes Element. Aber wenn er auch dessen zuversichtlich gewiß war daß die Wissenschaft „von ihrer Einseitigkeit zurückkommen und einen höheren und für das kirchliche Leben gedeihlicheren Standpunkt gewinnen werde", so wollte er doch die Kirche, deren Lebensprincip das Feste, das Ueberlieferte sei, woran die Menge sich halten und anschließen könne, was sie wie ein Kleinod vererben könne, gegen die Abhängigkeit von den Schwankungen der gelehrten Theologie und gegen die Gefahren, von welchen ihre Existenz durch die Lehrfreiheit auf den Universitäten und die herrschende schrankenlose Lehrwillkür bedroht sei, geschützt wissen. Auf die Gefahr hin ein ähnliches Geschrei über Antastung des Heiligthums der deutschen

Universitätsverfassung und Wissenschaft, der Lehrfreiheit, wider sich heraufzubeschwören, wie es in dem bekannten halleschen Handel kaum verhallt war, trat er mit dieser Ueberzeugung offen hervor. Das kam ihm freilich nicht in den Sinn jene Garantieen gegen die Lehrwillkür in einer bindenden Verpflichtung auf die Symbole zu suchen. Vielmehr fand er die nächste und wirksamste Bürgschaft für die Wahrung des Heiligthums der Kirche gerade in der Wiederherstellung der Kirchenfreiheit. Durch sie werde der kirchliche Gemeingeist wiederbelebt und eine öffentliche Meinung ins Dasein gerufen werden, welche gegen Ausschweifungen der Lehrfreiheit kräftig reagiren, allmälig die biblischen Grundlehren hervorheben und sie in freier Weise als normgebende Lehrtradition geltend machen werde. Auch die akademischen Lehrer würden dann durch diesen kirchlichen Gemeingeist unwillkürlich genöthigt werden von ihrer Lehrfreiheit einen so mäßigen Gebrauch zu machen, als es ohne Verleugnung der wissenschaftlichen Ueberzeugung möglich sei. — Außerdem aber hielt er auch für recht und billig, daß der in Synoden vertretenen Kirche die Befugniß zugestanden werde „in derjenigen theologischen Facultät, welcher sie ihre künftigen Geistlichen zur Bildung übergebe, wenigstens zwei Professuren — eine der Dogmatik und Symbolik und eine der praktischen Disciplinen — nach ihrem Sinn und Interesse zu besetzen.“

Die Schrift machte ungewöhnliches Aufsehen; besondere Gegenschriften wurden veröffentlicht*); kaum eine der damals bestehenden kirchlichen und theologischen Zeitschriften ließ sie unbeachtet und unbeurtheilt; auch die allgemein-literärischen widmeten ihr zum Theil eingehende Besprechungen. Die Aufnahme war natürlich eine sehr verschiedene. Während die einen darin nur die freiheitsfeindlichen Bestrebungen einer „vermummten Reaction“ erkennen wollten**), bekämpften andere (wie Justi) im Interesse der Geistlichkeit

---

*) Peter Wilh. Kempf (Pfarrer zu Weimar und Wilhelmsthal, Verfasser der oben erwähnten Eingabe) Die Darlegung der Bedürfnisse der evangelischen Kirche in Kurhessen und die Bickell'sche Reform der protestantischen Kirchenverfassung. Cassel 1831; D. Karl Wilh. Justi Einige Bemerkungen über die neulich vorgeschlagene Reform der protestantischen Kirchenverfassung in besonderer Beziehung auf Kurhessen. Marburg 1832.

**) So noch nach 17 Jahren einer der zunächst betroffenen hessischen Pfarrer im Beiblatt zur Kasselschen Allg. Zeit. 1848 No. 14.

und der Consistorien das gefährliche „republikanische Princip“, das die beiden Verfasser in die Kirchenverfassung einführen wollten. Wieder andere erklärten dagegen ihre freudige Zustimmung zu den Grundgedanken, wenn sie auch über manches Einzelne anderer Meinung waren, wie z. B. Lücke das Consistorialregiment nicht beseitigt, sondern mit der Synodalverfassung organisch verbunden wissen wollte, und den letzten Vorschlag Hupfelds hinsichtlich der Besetzung der Professuren als unnöthig und gefährlich entschieden bekämpfte*). Unter den Zustimmenden waren freilich auch manche die sich über Geist und Absicht des Schriftchens täuschten. So sandte ein Dr. Rettig in Gießen seine Schrift „die freie protestantische Kirche Gießen 1833“, in welcher auf Grund „der modernen materialistischen Staatsideen“ der Versuch gemacht war eine vollständige Scheidung von Staat und Kirche durchzuführen, Hupfeld zu in der Meinung freudiges Zujauchzen bei ihm zu finden. Als ihm H. darauf begreiflich zu machen suchte, die Kirche könne wol des Staates, nicht aber der Staat der Kirche entbehren; jene Scheidung gebe die ganze Grundlage des Staates preiß, weil alle Ideen, also auch die Rechtsidee zu Folge der Natur des Menschen ihre Wurzel und Garantie in der religiösen hätten, so daß auch ein bloßer Rechtsstaat keinen Halt habe, ohne Religion und Kirche; der Staat solle aber in Wahrheit kein bloßer Rechtsstaat, sondern auch ein Reich Gottes auf Erden sein, wie die Kirche, nur in anderer Weise, — da fand Rettig hierin papistische Ideen, und wandte sich bitter enttäuscht von ihm ab.

Auch auf die hessische Regierung machte die Eingabe einigen Eindruck. Der damalige Minister des Inneren Eggena berief beide Freunde zu Mitgliedern einer in Cassel niedergesetzten „oberen Kirchencommission“, in welcher auch Vilmar, dazumal mit ihren Bestrebungen einverstanden und ihnen nah befreundet, eine hervorragende Stelle einnahm; ihre Aufgabe bestand in der Ausarbeitung des Entwurfs einer neuen Kirchenordnung. In Erfüllung derselben that die Commission in redlichem Eifer und mit gewissenhafter Sorgfalt das Ihre; aber ihr Entwurf und Bericht blieb dann, ohne alle

*) Göttingische gel. Anzeigen 1831 No. 208. In ähnlichem Sinne sprach sich der würdige D. J. C. Fr. Steudel in dem trefflichen Aufsatz: „über Heilmittel für die evangelische Kirche“ (Tübing. Zeitschr. f. Theol. 1832) über die Schrift der beiden Freunde aus.

weiteren Folgen für die hessische Kirche, als schätzbares Material in den Akten des Ministeriums vergraben. — Jedoch machte die Betheiligung an den Arbeiten dieser Kirchencommission Hupfeld und Bickell dem bald darauf als dirigirender Minister hervortretenden Hassenpflug näher bekannt und befreundet; da dieser nun als Mitglied des Oberappellationsgerichts öfter wahrgenommen hatte, wie nöthig diesem Gerichtshof ein gründlicher Kenner des Kirchenrechts sei, und in Bickell den für einen solchen Posten ganz geeigneten Mann erkannte, so betrieb er bald, nachdem er die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen hatte, dessen Ernennung zum Oberappellationsgerichtsrath, eine Stellung in welcher Bickell seine, anfangs ziemlich allgemein bezweifelte praktische Tüchtigkeit in so ausgezeichneter Weise bewährte daß er allmälig zu den höchsten Würden, zuletzt (seit Juni 1846) zum Staatsrath und Vorstand des Justizministeriums erhoben wurde. — Für Hupfelds äußeren Lebensgang hatte die Verbindung mit Hassenpflug keine weiteren Folgen; dagegen gewann er durch das Vertrauen, welches dieser zu ihm gefaßt hatte, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Leitung der Universitätsangelegenheiten, der aber vielfach darin bestand daß er durch seine Vorstellungen oder auch durch nachdrücklichen amtlichen Widerstand den Interessen der Universität nicht entsprechende Intentionen der Regierung durchkreuzte. Mit rückhaltsloser Offenheit und Geradheit sprach er sich im brieflichen und mündlichen Verkehr auch über die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und über die Maaßnahmen der Regierung gegen Hassenpflug aus; und dieser bewahrte ihm, trotz vielfachen, dabei an den Tag kommenden Gegensatzes der Ueberzeugungen und der ganzen Denkart, sein Vertrauen bis zu seinem im Jahr 1837 erfolgten Rücktritt. „Dies ihm öffentlich nachzurühmen — sagt Hupfeld — halte ich mich um so mehr verpflichtet, je lauter und einstimmiger die Verurtheilung dieses Mannes ist, von dem ich nach seinen späteren Thaten mich selbst abwenden mußte. Daß er kein gewöhnlicher Mensch war, davon habe ich die beste Bewährung an meiner eigenen Erfahrung: daß er einen so scharfen und lästigen Mahner wie ich war (ich hatte mir zur Pflicht gemacht ihm bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die strenge Wahrheit zu sagen und ihm wie sein Gewissen zur Seite zu stehen) so lange geduldig ertragen hat, da es doch so leicht für ihn war mich los zu werden. Es ist traurig — und für Hessen

verhängnißvoll geworden — daß ein Mann von solcher Thatkraft und Begabung zu einem Minister, der in ruhigeren Zeiten ein Segen seines Landes hätte werden können, durch die Leidenschaften des Parteikampfs (und zwar auf beiden Seiten) und schlimmer Rathgeber gegen die Stimme der öffentlichen Meinung und des Gewissens immer mehr verhärtet, auf solche Abwege kommen und so enden mußte!"

Der Verlust des täglichen persönlichen Verkehrs mit seinem Freunde Bickell wurde für Hupfeld dadurch weniger fühlbar, daß ihm um jene Zeit das höchste Lebensglück zu Theil wurde durch seine am 14ten April 1832 vollzogene Verehelichung mit Marie (Wilhelmine) Christiane Suabedissen (geb. in Hanau am 1ten Apr. 1805). In dem Hause ihrer Aeltern des Hofraths und Professors der Philosophie Dr. David Theod. Aug. Suabedissen (geb. 14. Apr. 1773, † 14. Mai 1835) und seiner Gattin Anna Helene Elisabeth einer geb. Molter war Hupfeld schon sechs Jahre lang gerne aus- und eingegangen und gerne gesehen worden, ehe er selbst dessen gewiß wurde, daß er um die Hand der ältesten Tochter anhalten dürfe, die des Vaters Abbild, in ihrem jugendfrischen, lieblich-anmuthigen Wesen, geschmückt mit den edelsten weiblichen Tugenden und auch durch seltene Geistesgaben hervorragend, von allen die ihr nahe kamen hochgehalten und geliebt wurde. Seit er ihr freudiges Jawort erhalten und der Bund ihrer Herzen — gerade am Geburtstage des Schwiegervaters — seine Weihe vor dem Altare empfangen hatte, machte ihre hingebende Liebe die übrige Zeit des Marburger Aufenthaltes für ihn zu der glücklichsten seines Lebens, besonders nachdem das hohe eheliche Glück auch in Aelternfreuden seine schöne Vollendung gefunden, und damit der treuen Gattin und Mutter Gelegenheit geboten war den ganzen Reichthum ihres Herzens und ihrer häuslichen Tugenden zu offenbaren. Es trat in ihr den Freunden des Hauses das Bild einer „milden, besonnenen, ihrem stillen Beruf ganz hingegebenen, allen freundlich entgegen kommenden, ruhigen und klaren, einfachen und wahrhaft bescheidenen Frau" entgegen; näherstehende kannten auch den „heldenmüthigen Geist" der in ihrem zarten Körper wohnte. Aber die ganze Tiefe ihres Gemüths und ihre überfließende Liebe und Treue, die sich allezeit ihre erste bräutliche Frische und Zärtlichkeit bewahrt hat, die sie aber vor andern gern verbarg, war doch nur dem glücklichen Gatten recht

bekannt, der mit Bewunderung, ja mit einer gewissen Ehrerbietung und mit dem gegen seinen vertrautesten Freund manchmal ausgesprochenen Gefühl ihrer Liebe nicht werth zu sein an ihr hinaufsah. — Nur eins beklagte H. manchmal als eine Trübung seines Glückes, daß Zeit und Kraft nicht ausreiche um die Aufgaben, die er sich in der Wissenschaft gestellt hatte, zu erfüllen, und daß er deßhalb oft in große innere Unruhe gerathe und mit sich selbst unzufrieden sein müsse. Sonst waren — wie er Bickell im September 1833 schrieb — „jetzt alle äußeren Bedingungen dazu vereinigt: ein engelgleiches Weib, ein Kind, das sich immer lieblicher entwickelt, ein hinreichendes Aus- und Einkommen, ein schöner Wirkungskreis, eine angenehme schöne Wohnung, wie sie hier kaum ihres gleichen hat. Nichts fehlt mir als — ich selbst (mihi ipse desum). Gott bessers!" „Mein häusliches Glück — schreibt er demselben im Neujahrsbrief von 1834 — hat man Dir mit Recht gepriesen. Ich genieße es mit dem mich stets begleitenden Gefühl des Dankes und dem Wunsche desselben würdiger zu sein und zu werden — aber auch mit dem oft mich überfallenden Gedanken es möchte mir mit einem Schlage geraubt werden. Es ist mir als ob mir ein himmlisches Wesen bescheert wäre auf das ich eigentlich kein Recht hätte. Eine zarte Pflanze, zu zart für dieses irdische Klima, ist es gewiß." — Eine bis gegen Ende des Marburger Aufenthaltes geführte Hauschronik zeugt neben seinen Briefen davon wie er mit seiner trefflichen Gattin wetteiferte in liebevoller Aufmerksamkeit auf die äußerliche und innerliche Entwicklung seiner Kinder (auf zwei Töchter folgten drei Söhne und zuletzt noch ein Töchterlein), in der Freude an jedem kleinen Fortschritt in derselben, in treuer und aufopfernder Sorge um sie, der er in Krankheitsfällen, mit denen das Haus ziemlich oft heimgesucht wurde, willig auch längere Zeit die Nachtruhe opferte, und in der ernstesten Sorgfalt für ihre Erziehung. Sein Haus war ihm seine eigenste, heimathlichste Welt, der er von seinen Berufsgeschäften, seinen Büchern und den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens die vollste und lebendigste Herzenstheilnahme nicht verkümmern ließ. — Verwandte, Freunde und Bekannte aus der Nähe und aus der Ferne kehrten auf kürzere oder längere Zeit in dem gastlichen Hause ein, und brachten mannigfache geistige Anregung und gemüthliche Erfrischung. — Dazu kam der angenehmste Verkehr mit den Marburger Verwandten und einem kleinen, auserlesenen

Kreise näher befreundeter Collegen. Diesem führten die Veränderungen im Bestande der theologischen Facultät willkommene neue Mitglieder zu. Als nämlich das Bedürfniß nach einer Verstärkung der Facultät durch eine weitere noch rüstige Lehrkraft nicht länger mehr zu verkennen war, und die im Jahr 1832 vom Senat in einem ausführlichen von H. verfaßten Gutachten beantragte, und von ihm mit großem Eifer bei Hassenpflug persönlich betriebene Berufung De Wette's daran gescheitert war, daß jener seine Zweifel an der Christlichkeit der De Wette'schen Theologie hartnäckig festhielt, andere Verhandlungen mit namhaften Theologen aber fruchtlos geblieben waren, gelang es zuletzt in D. Christ. Friedr. Kling, einem Neffen des alten Flatt in Tübingen, einen gelehrten würtembergischen Theologen zu gewinnen, der sich trotz des Mißtrauens mit welchem ihn die Studenten in Folge gehässiger Ausstreuungen bei seinem Amtsantritt zu Anfang des Sommersemesters 1833 aufnahmen, doch bald deren Achtung und Liebe zu erwerben wußte; an ihm fand Hupfeld einen treuen, gleichgesinnten Freund, mit welchem er auch später in inniger und lebendiger Verbindung blieb, bis sie durch Kling's Tod (1862) gelöst wurde*). — Im Frühjahr 1835 trat dann, nachdem Beckhaus seine Stelle hatte niederlegen müssen, D. Julius Müller in die Facultät ein, von beiden freudig begrüßt und von vornherein mit beiden durch gleiche Grundgesinnung, in gleichgerichteter Berufsthätigkeit und in freundschaftlichem Verkehr innig verbunden. Auch mit dessen Nachfolger (seit 1839) Henke kam H., wie Kling, bald in ein näheres freundschaftliches Verhältniß, während er zu dem 1838 an Arnoldis Stelle getretenen Rettberg kein Vertrauen zu fassen vermochte.

Der Verkehr mit Bickell wurde durch eine sehr lebhafte und inhaltsreiche Correspondenz und durch einen fast alljährlichen längeren Ferienaufenthalt Bickells in Marburg unterhalten. Der Austausch zwischen den Freunden blieb auch jetzt ein alle ihre Interessen umfassender; so gehen neben den fortlaufenden Mittheilungen über die häuslichen und beruflichen Erlebnisse und über die gemeinsamer Freunde die eingehendsten Vorbesprechungen und -berathungen über alle Unternehmungen, mit denen ein jeder in die Oeffentlichkeit tre-

*) Vgl. über Kling den Nachruf Ullmanns in den Studien und Kritiken 1863. H. 1.

ten wollte, namentlich auch über die literärischen, her; und da sie „doch beide des gemeinen Wesens nicht vergessen und zu ihrem Wohlbefinden entrathen" konnten, so spiegelten sich in ihren Briefen auch fortwährend die Eindrücke getreulich ab, welche wichtigere Erscheinungen auf dem politischen Gebiet in der Nähe und in der Ferne auf sie machten; daß dabei vorzugsweise der Gang, den die Entwicklung des öffentlichen Lebens im deutschen Vaterlande, und in Hessen insbesondere nahm, mit dem lebhaftesten und innerlichsten Interesse verfolgt wurde, und Hauptgegenstand des Meinungsaustausches war, versteht sich von selbst; standen doch auch beide den einflußreichsten Persönlichkeiten in Hessen nahe genug, um einen mehr als gewöhnlichen Antheil an den heftigen Kämpfen zu nehmen, in welchen dort die durch die Julirevolution als zündende Funken in die Menge geworfenen politischen Ideen eine Gestalt zu gewinnen suchten, und um von ihrem Standpunkt aus ein von Zeitungsberichten und den im Publikum verbreiteten Vorstellungen unabhängiges, sachlich begründetes Urtheil über die Tagesereignisse und die Maaßnahmen der Regierung insbesondere gewinnen zu können. Es kann nicht Aufgabe dieser Erinnerungsblätter sein jene Kämpfe, wie sie sich in dem Briefwechsel zwischen H. und Bickell spiegeln, in ihren verschiedenen Stadien zu verfolgen. Nur einige die politische Ueberzeugung H.'s charakterisirende Urtheile und Meinungsäußerungen mögen ausgehoben werden. „Stets dazu verurtheilt zur Minorität zu gehören" — wie Bickell im Sept. 1833 von sich und seinem Freunde sagt — war H. tief bekümmert und besorgt über den „Schwindel" der die meisten, namentlich auch in der Beamtenwelt, ergriffen hatte. In den stärksten Ausdrücken, „mit einem Griffel, der in Scheidewasser eingetaucht" war, wie Bickell sich ausdrückt — verurtheilte er die auf Schwächung der Regierungsgewalt und „landständische Omnipotenz" gerichteten Bestrebungen der Ständeversammlung, und erklärte es für eine heilige Pflicht der Regierung kein Haar breit zu weichen. „Landstände — sagt er (Febr. 1833) — können in solchen Streitigkeiten nachgeben; denn sie können als unverantwortliche Personen den Anspruch zu jeder günstigen Zeit wieder aufnehmen: aber ein aufgegebenes Regierungsrecht ist auf immer verloren. Das ist wohl zu bedenken, wenn man von Mäßigung und Nachgeben redet." Besonders anstößig und gefährlich erschien ihm die den Gerichten beigelegte Competenz über die Ver-

fassungsmäßigkeit und Rechtsverbindlichkeit von Regierungsverordnungen zu entscheiden; damit werde offenbar die Grenze der richterlichen Befugniß überschritten, und in die gesetzgeberische und regierende übergegriffen — „wie denn auch keineswegs Rechtsgrundsätze, sondern politische dabei die leitenden sind, d. h. die theoretischen Schwindeleien, die gerade an der Tagesordnung sind, und die, zu „staatsrechtlichen Grundsätzen" gestempelt, in die Gerichte freien Eingang finden, und so das Land der Regierung zum Trotz regieren. Das ist in meinen Augen Auflösung aller Ordnung und Verrath an der Ruhe der Völker." — Aus Anlaß der ersten Bundestagsbeschlüsse, welche der politischen Sturmfluth einen Damm setzen sollten, schrieb er im Juli 1833 nach einer scharfen Verurtheilung des bisherigen Verhaltens der Bundesversammlung, wie der gegen jene Beschlüsse gerichteten „Politik des Lärmmachens": „Worin hat diese eigentlich ihren Grund? In der Feigheit und in dem geheimen Gefühl daß man zu einem ernsten Widerstand nicht die Kraft habe. In dieser Hinsicht sind mir die Bundesbeschlüsse sogar erwünscht: weil sichs nun bald zeigen muß was hinter dem Geschrei und der lauten Begeisterung eigentlich steckt. Ich fürchte es ist mehr Schaum als Geist und Kraft; und dann ists kein Schade wenn er ein bischen verdampft; vielmehr ist nun erst eine besonnene Discussion der Verständigen über die großen Gebrechen des Gemeinwesens möglich. Es ist einem jeden Streben wohlthätig, wenn es sich nicht ins endlose ausbreiten, sondern in einer gewissen Schranke bewegen muß, gleichsam in einem engeren Bette wo die Wasser tiefer gehen können; und namentlich unserm deutschen Freiheitssinn und constitutionellen Streben kann nichts gefährlicher sein als ein zu weites Bette seines Stroms. Im Kampf innerhalb und gegen die Schranke entwickelt und consolidirt sich die Kraft: wo sie diesem nicht gewachsen ist, verdient sie keine Freiheit." — Den tiefsten Grund der Parteikämpfe suchte H. übrigens, wie er öfter wiederholte, nicht in der Verschiedenheit der politischen Meinungen, sondern in dem Gegensatz auf dem religiösen Gebiet, oder — noch allgemeiner — in dem Zwist der organischen positiven geschichtlichen und der mechanischen, blos verstandesmäßigen Lebens- und Weltanschauung. Sein Vertrauen zu Hassenpflug und seine bei jeder sich bietenden Gelegenheit mannhaft bezeugte Zustimmung zu dessen thatkräftiger Bekämpfung der regierungsfeindlichen Ständeversammlung (bei häufiger Mißbilli-

gung der herausfordernden Art seines Auftretens) ruhte durchaus auf dem Glauben, daß die Regierungsgrundsätze desselben ihre tiefere Grundlage in einer lebendigen christlichen Ueberzeugung, in dem redlichen Eifer für die Sache Gottes und seines Reiches, für Recht, Gesetz und Wahrheit, und in einer richtigen Würdigung dessen hätten, was geschichtlich berechtigt und in der Eigenthümlichkeit des deutschen und hessischen Volkslebens begründet sei. Es ist charakteristisch daß sein Vertrauen zuerst dadurch bedeutend erschüttert wurde, daß Hassenpflug im Frühjahr 1835 der Abneigung des Kurprinzen gegen alles lebendige Christenthum zum erstenmal ein Zugeständniß machte, indem er den Erlaß einer höchsten Resolution für Niederhessen, durch welche alle Zusammenkünfte zu Religionsübungen außer der Kirche untersagt wurden, nicht verhinderte. „Diese Untreue gegen seine religiöse Ueberzeugung — schrieb er in einem den tiefsten Schmerz darüber bekundenden Briefe — wird ihn um die öffentliche Achtung bringen und ihn moralisch und zuletzt auch politisch zu Grunde richten. Er gibt das einzige auf was ihm bei dem allgemeinen Mißtrauen in seine politischen Grundsätze noch einen Halt gab, den Glauben an seine Gottesfurcht und seinen Charakter." Mit Bestimmtheit kündigte er Hassenpfl. schon damals einen schimpflichen Sturz an, falls er sich nicht zu dem entschiedenen Entschlusse ermanne, alle Rücksichten menschlicher Klugheit, besonders auf die Neigungen und die Gunst des Prinzen seinen Ueberzeugungen und Grundsätzen vollständig unterzuordnen, und überall vor allen Dingen dem Rechte die Ehre zu geben; trauernd verfolgte er von da an mit scharfem Blicke jede Regierungsmaaßregel, welche ein weiteres Einlenken in die Bahnen des die dynastischen Interessen und höchsten Velleitäten oben an stellenden ancien régime bekundete; und die Katastrophe selbst galt ihm, so lebendig und tiefinnerlich seine Theilnahme für Hassenpflugs tragisches Geschick auch war und blieb, doch als durch höhere Nothwendigkeit herbeigeführt und als heilsam, auch für Hassenpfl. selbst, sofern sie dazu dienen werde, daß sein besseres Selbst wieder die Oberhand erlange. — Das Verfahren des folgenden Ministeriums (Hanstein), unter welchem jenes ancien régime vollständig wieder auflebte, traf vollends sein schärfstes Verwerfungsurtheil, wiewol er nach wie vor von der Oppositionspartei durchaus nichts wissen wollte, von der er sich durch eine tiefe Kluft geschieden wußte. Einst hatte er in dem, hauptsächlich durch Bickell

ausgearbeiteten, anerkannt trefflichen Proceßgesetz vom 16ten Sept. 1834 „das erste erfreuliche Lebenszeichen eines wahren und lebendigen Reformprincips" begrüßt, „das indem es mit glücklicher Kühnheit ein Uebermaaß der Rechtssicherung abschneide und diese in ihre wahren Gränzen zurückführe, gerade gegen das Grundübel des ganzen Staatsmechanismus gerichtet sei, nämlich das Uebermaaß und die falsche (mechanische) Art des Controlirens," (bei welcher der Mißbrauch der Amtsgewalt oder der Freiheit durch ihre möglichste Aufhebung verhütet werden solle) und dem wahren Vaterlands- und Volksfreund die schöne Hoffnung gebe, daß man endlich anfange von den todten, äußerlichen, papierenen Garantieen und Controlen, worin man auf beiden Seiten alles Heil im Staat gesucht habe, „wieder zu den wahren, lebendigen, moralischen Triebfedern und Garantieen" zurückzukehren. Dieses günstige Urtheil über jenes Gesetz beruhte wesentlich darauf, daß dasselbe dem beständigen Eingreifen von oben in einen obschwebenden Proceß ein Ende machte, und dem Unterrichter seine Selbstthätigkeit und damit auch die Lust und Liebe zu seiner Berufsarbeit wiedergab. Die „größere Aufgabe und Verantwortung — schrieb er — wird auch größere moralische Kraft wecken, und zwar unberechenbar größere, weil nunmehr erst die Aufgabe auf ihren rechten Grund und Boden gestellt ist, indem sie aus einem mechanischen Geschäft ein geistiges und verantwortungsvolles geworden ist." In dieser Richtung hätte nach seiner Ueberzeugung auch auf andern Gebieten des staatlichen und gemeindlichen Lebens der büreaukratischen Vielregiererei und dem auf der gespenstischen Furcht vor der freien Kraft und der kindischen Scheu vor jedem eclatanten Mißbrauch derselben beruhenden falschen Controlsystem ein Ende gemacht, und alles wieder mehr auf die moralischen Grundlagen der persönlichen Verantwortlichkeit, des Vertrauens (statt des Mißtrauens) und der Freiheit gestellt werden sollen. Während er darum in dem von der Oppositionspartei zum Muster genommenen französischen Staatswesen das gerade Gegentheil von dem erkannte, was noth thue, fand er in dem englischen, trotz der ihn anwidernden parlamentarischen Parteikämpfe der Whigs und Torys um die Gewalt, in der Hauptsache das Ziel veranschaulicht, welchem eine gesunde Reformbewegung hätte zusteuren sollen. „England — schrieb er im Jan. 1835 — ist hauptsächlich darum das Land meiner regsten Theilnahme und

Liebe, weil es das einzige der gebildeten Welt ist, worin mit der Verfeinerung und politischen Ausbildung der Gesellschaft zugleich jene Kraft, Eigenthümlichkeit und Wirksamkeit der Personen, getragen von einem kräftigen Volksleben, sich erhalten hat, die man sonst nur im Alterthum oder in roheren Gesellschaftsformen findet, und die wir seit dem 16ten Jahrhundert mit der Wechselwirkung der verschiedenen Stände und Volkselemente und der Unmittelbarkeit ihrer politischen Berührung und Gemeinschaft (auf welchen beiden Bedingungen alle Gesundheit und alle Ausbildung des Volkslebens beruht) verloren haben. Nach dieser Unmittelbarkeit und Lebendigkeit der Gemeinschaft der bei uns so getrennten Elemente sehne ich mich zurück, wie sich die Verkünstelung jemals nach der Natur sehnen kann; diese Herstellung ist der Grundgedanke und das Grundgefühl meiner ganzen politischen Ansicht und Gesinnung. Alles andre ist mir Ekel und Tand. Das deutsche Leben kommt mir vor, hier wie eine Spinnstube, dort wie eine Schulstube." — Gegen Ende der 30er Jahre waren freilich alle Hoffnungen auf eine diese Richtung einschlagende Entwicklung der vaterländischen Verhältnisse längst zerronnen; die politischen Zustände waren in H.'s Augen trost- und hoffnungslose geworden; und er machte mehr noch als die Oppositionspartei die Regierung dafür verantwortlich. Denn — so schrieb er im Apr. 1840 — „wer jetzt darauf ausgeht unsre dürftigen, ärmlichen Elemente eines constitutionellen Regiments wieder zu einer leeren Form und einem Nichts zu machen, den betrachte ich als den größten Feind des Vaterlandes und einer gedeihlichen Entwickelung Deutschlands. Auf diesem Wege gehts zur Revolution, die freilich ohnehin kaum ausbleiben wird *)".

Wir kehren nach dieser politischen Abschweifung zu dem Bericht über die weitere kirchliche Thätigkeit H.'s zurück. Nur sei zuvor noch erwähnt daß ihn Gesenius, nachdem er den vormaligen Zuhörer (neben Rödiger, von Bohlen und Hoffmann) schon 1833 durch die Dedication einer neuen Ausgabe seines lateinischen Lexikons geehrt hatte, und bald darauf in Marburg sein Gast gewesen war, im Jahr 1834 bei Gelegenheit der Einweihung unsres neuen

*) Das sichere Bevorstehen einer Revolution kündigte H. seit 1840 wiederholt und immer bestimmter an. —

Universitätsgebäudes, als damaliger Dekan der theologischen Facultät, mit der theologischen Doctorwürde überraschte; „eine ungesuchte Ehre — sagt er —, die mir aber von keiner andern Facultät willkommener sein konnte, als von der Halleschen.“ Gegen Ende desselben Jahres wurde ihm auch neben vielen Staatsdienern aller Art das Diplom eines Marburger Ehrenbürgers überreicht.

In seiner öffentlichen kirchlichen Thätigkeit war H. wiederholt Gelegenheit geboten es aufs neue zu beweisen, daß es ihm bei der Forderung der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche vor allem um ihren inneren Aufbau auf positiven Grundlagen zu thun sei. Den nächsten Anlaß bot ein im Febr. 1835 in Cassel gegen die Privaterbauungsstunden des Pfarrers der Brüdergemeinde Lange erregter Volksauflauf. Nachdem derselbe bald darauf von 115 Gemeindegliedern als Irrlehrer verklagt worden war, weil er die unevangelische und sectirerische Lehre predige, daß man nicht durch einen guten Lebenswandel sondern durch den Glauben der Seligkeit theilhaftig werde, und das Consistorium ihn zwar gegen diese Anklage gerechtfertigt, zugleich aber auch wegen seiner Intoleranz und seiner mystischen Tendenzen verwarnt hatte, wurde vor der Entscheidung der Hauptfrage über die Statthaftigkeit religiöser Zusammenkünfte außer der Kirche ein Gutachten der theologischen Facultät eingefordert. H. übernahm die Abfassung desselben, machte aber, von „seinem Dämon“ gezwungen, aus der Geschäftssache eine Sache der kirchenrechtlichen und geschichtlichen Forschung, so daß die Abfassung des Aktenstückes ihn fast den ganzen Sommer kostete. Wiewol er die schwachen Seiten des Pietismus so gut erkannte als irgendwer*), so nahm er sich doch aufs kräftigste der gefährdeten

*) „Möchte man — heißt es in einem im Apr. 1835 geschriebenen Briefe — doch bedenken daß die Frömmigkeit in der ganzen Ansichtsweise ausgedrückt sein muß und nicht in stereotypen Phrasen, die nur Stichwörter einer Partei sind, und eine Manier bezeichnen, welche dem gesunden und tapfern Geist der Reformation fremd war, und erst viel später aus einer krankhaften Stimmung entsprungen, mit Recht ein — ismus genannt wird.“ Uebrigens machte er einen bedeutenden Unterschied zwischen dem Berliner (und auch Halleschen) Pietismus auf der einen, und dem würtembergischen auf der andern Seite; jener erschien ihm zu piquant und aufgeputzt, zu salon- und coterieartig; die göttliche Wahrheit, urtheilte er, könne nur verlieren, wenn man darauf ausgehe in ihrer Darstellung die Ueberfeinerung der weltlichen Bildung zu erreichen und zu überbieten; auch das ewige Kritisiren und Widerlegen der Producte des

Privaterbauungsstunden an. Eingehend wies er zunächst aus den Symbolen und den Werken der bedeutendsten protestantischen Kirchenrechtslehrer nach daß aus dem von den Reformatoren wieder geltend gemachten allgemeinen Priesterthume die Rechtmäßigkeit solcher Privatgemeinschaften, die freilich der Aufsicht des ordentlichen Predigtamts und des Kirchenregiments unterworfen sein müßten, nothwendig folge, daß dieses Recht keinenfalls wegen einer etwa dadurch veranlaßten Aufregung, in welcher sich „unstreitig nur der Widerwille der Welt gegen die christliche Frömmigkeit selbst" kundgebe, angetastet werden dürfe, und daß insonderheit in Hessen, so lange es noch eine rechtliche Auslegung der bestehenden Kirchengesetze gebe, außerkirchliche Zusammenkünfte zur Erbauung, zumal von einem Prediger geleitete, als erlaubt erachtet werden müßten. In Beantwortung der Frage nach ihrer Rathsamkeit verkennt er zwar die Nachtheile und Gefahren nicht, die damit verbunden sein können, weist aber in klarer und warmer Darstellung nach daß sie nicht nur aus einem natürlichen und gesunden Bedürfniß der kirchlichen Gemeinschaft entspringen, sondern auch, wie man namentlich in Würtemberg erfahren habe, von sehr wohlthätiger und heilsamer Wirkung seien auf das Leben der Kirche, auf Laien und Geistliche und auf das Verhältniß beider zu einander. Gewaltsame Unterdrückung derselben aus übel angewendeter Sorge für Erhaltung der Ruhe könne nur entweder Erstickung des religiösen Lebens oder bösartigen Separatismus zur Folge haben. In einer Zeit vollends, in welcher das kirchliche Leben so erstorben und die religiöse Unwissenheit so groß sei, wie es in der Adresse der 115 wieder an den Tag getreten, könne man solche Lebensregungen, besonders wenn sie unter dem Einflusse und der Leitung eines Predigers stünden, dem es ernstlich darum zu thun sei wieder gesundes christliches und kirchliches Leben zu wecken, nur willkommen heißen. — Das Aktenstück ist, nachdem H. schon längere Zeit darauf verwendet hatte, es umgearbeitet und beträchtlich erweitert als besondere Schrift heraus-

---

Tages, statt positiver Darstellung des wahren Sinnes mißverstandener Lehren sei vom Uebel; er liebe den Pietismus mehr in seinem alten natürlichen und herzlichen Gewand wie er noch bei einigen apostolischen Männern in Würtemberg zu finden sei, in unmittelbarer Berührung mit dem Volksleben (Briefe v. März 1836 u. Apr. 1837).

zugeben*), aber durch andre dringende Geschäfte an dem Abschlusse der Arbeit verhindert worden war, unter dem Titel „Gutachten über die Rechtmäßigkeit und Rathsamkeit frommer Privatgemeinschaften und -zusammenkünfte innerhalb der protestantischen Kirche, mit besonderer Rücksicht auf Kurhessen" in etwas verkürzter Gestalt in der Allgemeinen Kirchenzeitung J. 1837 Nr. 29—32, und daraus in Rheinwalds acta historico-ecclesiastica Jahrg. 1837 abgedruckt worden.

Noch in demselben Jahr (1835) empfing H. von dem Ministerium den Auftrag den Entwurf eines neuen Gesangbuchs für die Provinz Hanau zu begutachten. Es war dies eine jener Ausgeburten der leichtfertigen Verschlimmbesserungslust, der Geschmacklosigkeit und der seichtesten Aufklärerei, die in Liturgie und Gemeindegesang so beklagenswerthe Verwüstungen angerichtet haben, herrührend von einem Geistlichen, der weil er „gereimte Phrasen (wenn auch ungereimte Gedanken) zusammenzusetzen" verstand, sich selbst für einen Dichter, und vor andern dazu berufen hielt die hessische Kirche und zunächst die Provinz Hanau mit einem neuen Gesangbuch zu beglücken. Sein Werk, das alles was von dieser Art anderwärts an das Licht getreten ist noch weit hinter sich ließ, hatte schon einer amtlich bestellten Revisionscommission vorgelegen, aus deren Händen es mit nur unwesentlichen Verbesserungen hervorgegangen war. So kam es an H., der — wie er selbst sagt — damals auf dem hymnologischen Gebiet noch ziemlich fremd war, sich aber doch um Schaden zu verhüten zur Uebernahme des Auftrages entschloß. So brennend sein Verlangen war einmal wieder in Ruhe den ihm näher liegenden Fachstudien nachzugehen, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen die Sache kurz abzumachen; er vertiefte sich in hymnologische Studien, für welche er von verschiedenen Bibliotheken, namentlich aus der Casseler, die in Marburg nicht ausreichend vorhandenen literärischen Hilfsmittel zusammenbrachte; darüber wurde die Ausführung des erhaltenen Auftrags

---

*) In einem Brief an Bickell v. 8. Dec. 1835 heißt es darüber: „Ich hätte wol Lust sie der Halleschen Facultät zu widmen, als einstweiligen Dank für die Doctorwürde, aber besonders wegen der Abkunft von Spener und jenen pietistischen Ahnherren (eine glorreiche Abkunft!); — eine Erinnerung, die wol nicht nach aller Sinn sein wird, zu der sie aber eine gute Miene machen müssen, so wie einer den man an sein besseres Selbst erinnert".

verzögert, bis nach Hassenpflugs Rücktritt der neue Minister, der um des von oben her wehenden Windes willen der Einführung des kläglichen Machwerks nicht abgeneigt war, wiederholt an die Erfüllung der Zusage mahnte. Die sehr umfassende (24 Bogen) Denkschrift, die nicht veröffentlicht worden ist, zerfällt in zwei Theile (eingereicht zu Ende des Jahres 1837, und, der zweite Theil, im Febr. oder März 1838). Der erste, allgemeine und grundlegende Theil schildert in einer eingehenden Würdigung der im Gebrauch befindlichen Gesangbücher, namentlich der in Hessen eingeführten, im Vergleich mit den älteren, den damaligen Zustand des evangelischen Kirchengesangs, um dadurch ins Licht zu stellen, welche Aufgabe eine neue Sammlung zu lösen habe. Nach einem historischen Rückblick auf die Geschichte und die Motive der seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in fast allen evangelischen Ländern eingetretenen Gesangbuchsrevolution wird an vielen Beispielen nachgewiesen, wie kläglich die dem verderbten Zeitgeschmack huldigende, in schrankenloser Willkür und Leichtfertigkeit geübte „Verbesserungs"-sucht die schönen glaubensvollen volksthümlichen Lieder der älteren Zeit verunstaltet und verwässert, ja auch solche aus neuerer Zeit nicht verschont, und den Kirchengesang langweilig gemacht und in gänzliche Mißachtung gebracht habe; wie tief ferner die neueren Lieder mit ihrem hohlen schwülstigen Pathos oder ihrer gereimten Prosa, bei vollständigem Mangel an Kirchlichkeit, Volksthümlichkeit und Sangbarkeit in Ton und Ausdruck, und mit ihrem den christlichen Grundlehren mehr oder weniger widersprechenden, oder auch geradezu auf naturalistischen Anschauungen ruhenden Inhalte unter den alten Liedern stehen; endlich wie viel Schaden das verkehrte Streben angerichtet habe für alle Titel und Rubriken der Dogmatik und der Moral auch bestimmte Lieder zu haben. Den in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts eingeführten drei Gesangbüchern, welche in Hessen im Gebrauch standen (einem oberhessischen lutherischen, einem reformirten von 1770, und dem meist an letzteres sich anschließenden Hanauischen) zollt er die Anerkennung, daß sie, wiewol die Verwüstung des evangelischen Liederschatzes auch in ihnen groß genug sei, doch noch zu den besseren unter den neueren Gesangbüchern gehörten. Er schildert dann wie schon in der ersten Zeit des Verbesserungsschwindels Männer wie Lessing, Claudius, Hamann, Kästner und besonders Herder das

hereinbrechende Unheil vergebens aufzuhalten suchten, wie aber jetzt aus verschiedenen Ursachen ein bedeutender Umschwung zum Besseren eingetreten sei, und überall von den Einsichtigeren immer lauter und dringender eine den gesunden Geschmack und die Bedürfnisse des wiedererwachenden Glaubenslebens befriedigende Gesangbuchsreform verlangt werde, und wie auch schon in manchen neuesten Sammlungen diesem wohlberechtigten Verlangen theilweise Rechnung getragen worden sei. Man sei darüber einig, daß ein großer Theil der neueren Lieder aus den Gesangbüchern zu entfernen, und dafür die besseren alten Lieder, namentlich die Luthers, möglichst vollständig wiederaufzunehmen seien, und zwar alle in möglichst ächter Gestalt und mit keinen andern als wirklich nothwendigen und im Geist und Ton des Originals gemachten Aenderungen, daß auch die entarteten Choräle möglichst in ihrer Originalgestalt hergestellt werden sollten, und daß die Anordnung des Gesangbuchs eine einfach natürliche und praktische sein müsse. Jetzt noch auf dem alten Wege fortzugehen würde viel unverantwortlicher sein, als die größten Verirrungen der früheren Zeit; dagegen sei es jetzt Sache der Regierungen, die früher unter ihrer Aegide begangenen Versündigungen noch zu rechter Zeit wieder gut zu machen. — Im zweiten Theil des Gutachtens folgt eine schonungslose Kritik des Entwurfs, die auf Form und Inhalt desselben mit einer Gründlichkeit eingeht, welche eines besseren Gegenstandes würdig gewesen wäre, und kein geringes Zeugniß für die ausdauernde und selbstverleugnende Geduld des Verfassers ist. Ihre beißende Schärfe war dadurch nicht gemildert worden daß das Ministerium nach Einsendung des ersten Theiles die Erwartung ausgesprochen hatte, den Entwurf im zweiten Theile nicht verworfen zu sehen; vielmehr war das Endergebniß: derselbe sei „unendlich schlechter" als das im Gebrauch befindliche Gesangbuch; eine „gewissenhafte und ehrliebende" Regierung dürfe an seine Einführung nicht denken; eine Säuberung und Verbesserung der Sammlung aber wäre bei der gänzlichen Verfehltheit der Grundlage und Verderbtheit der Texte verlorene Mühe. Zum Schlusse empfiehlt er von einer bedeutenderen Gesangbuchsreform vorerst ganz abzusehen, in der Provinz Hanau aber einstweilen entweder die zwei dort im Gebrauch stehenden Gesangbücher, die 350 Lieder mit einander gemein hatten, so zu verschmelzen daß unevangelische gehaltlose oder überflüssig gewordene Lieder ausgelassen, die in ab-

weichendem Texte vorhandenen gemeinsamen Lieder nach dem besseren gegeben, falls aber der Text in beiden zu verderbt sei, ein richtigerer und besserer aus einem andern guten Gesangbuch entnommen, und die Anordnung verbessert und vereinfacht werde; oder — und dies sei noch mehr zu empfehlen — man solle sich damit begnügen jedem der beiden Gesangbücher die darin fehlenden guten Lieder des andern als Anhang beizufügen.

Wiewol H. auf eine durchgreifende Wirkung seines Gutachtens nicht zu hoffen wagte, hatte dasselbe doch den Erfolg daß die Provinz Hanau mit dem ihr zugedachten sauberen Machwerk gänzlich verschont blieb. —

Die freie Vereinsthätigkeit, in welcher das neu erwachende christliche und kirchliche Glaubensleben seinen Eifer für den Aufbau des Reiches Gottes bekundete, namentlich das Werk der Bibelverbreitung und das Missionswerk gehörte mit zu den Gegenständen, welchen jederzeit ein lebendiges gemeinsames Interesse von H. und Bickell zugewendet worden war. In dem Missionswerk insbesondere erkannten beide einen Anfang zur endlichen Abzahlung einer alten heiligen Schuld der christlichen Kirche, wozu sie auch selbst das Ihre beizutragen entschlossen waren. — Bickell legte zuerst Hand ans Werk, indem er in Gemeinschaft mit andern gleichgesinnten Freunden schon zu Anfang des Jahres 1833 in Cassel einen Missionsverein gründete, von dem er hoffte daß er zugleich ein äußeres Band werden solle, um alle, welchen die christliche Religion am Herzen liege, näher zusammenzubringen, und so die Weckung religiösen Lebens in Hessen zu fördern. Die in dem Vereine gemachten Erfahrungen theilte er seinem Freunde fortwährend mit, und wurde nicht müde ihn zur Nachfolge durch Gründung eines Hilfvereins in Marburg aufzumuntern. H. zögerte jedoch längere Zeit, zum Theil weil er mit dem Statut, wornach jeder durch Bezahlung eines jährlichen Beitrags Mitglied des Vereins werden konnte, nicht einverstanden war. Es handelt sich hier — schrieb er im April 1835 — „nicht blos um das Geld, sondern noch mehr um die Vereinigung in einer Gesinnung und einem Bekenntniß, und um die Rückwirkung auf das Heidenthum in unsrer Mitte. Wie das Missionswerk selbst nur durch die christliche Begeisterung der Arbeiter gedeihen kann, so kann es seine Hilfsquellen, Geld und Geist, nur in der gleichen Gesinnung der aussendenden Mutter-

kirche, oder vielmehr desjenigen Theils derselben der diese Gesinnung bewahrt und gegen das Heidenthum in unsrer Mitte vertheidigt, finden. Es ist historisch hervorgegangen aus einer durch den Gegensatz mit Unglauben, Lauheit und starrer Orthodoxie geweckten und erhöhten Begeisterung d. h. Kampfesfreudigkeit und Tapferkeit für die Kirche Christi und gegen das Reich der Welt, und es kann auch nur dadurch bestehen und sich ausbreiten. Denn die christliche Kirche ist eine streitende, ein Reich, ein Heer Gottes zur Ueberwindung der Welt unter Christi Panier. Wer also an diesem Werk Theil nehmen will, der muß sich vor allen Dingen zu diesem Panier nicht blos fleischlich, der Geburt nach, sondern geistlich und freiwillig bekennen. Darunter verstehe ich kein bestimmtes Symbol, — daß es die symbolische Rechtgläubigkeit nicht thut, das zeigt die Geschichte und die fortwährende Erfahrung, denn gerade die Secten, die Dissentirenden sind die thätigsten — sondern nur einerseits jene innige Anhänglichkeit an das Reich Gottes und den Herzog unsrer Seligkeit, nebst der tapfern Freudigkeit für dieses Reich zu wirken und zu leiden, und andrerseits ein tüchtiger Haß gegen den Geist dieser Welt. Ich frage nicht nach einzelnen Dogmen und Begriffen, wol aber nach der Gesinnung in Liebe und Haß, die den Christen von einem Weltkind unterscheiden muß. Wer mit mir in der Ueberzeugung einstimmig ist, daß nur in Christus Heil ist, und außer ihm Elend und Verderben, und daher in dem Gelübde ihm treu hold und gewärtig zu sein, allem andern aber abzusagen, und in der Willigkeit für die Verbreitung seines Reichs unter die die ihm noch fremd sind, mitzuwirken: mit dem kann ich mich zu einem Missionsverein verbinden. Wo dies Bekenntniß fehlt, da weiß ich nicht wie eine Gemeinschaft in dieser Hinsicht stattfinden kann." Indeß hatte er zu jener Zeit die Ueberzeugung gewonnen daß es auch in Marburg an den erforderlichen Elementen zu einem Verein, wie er ihn im Sinne hatte, nicht mehr fehle, und bemühte sich von da an ernstlich ihn ins Leben zu rufen. Seine Begründung erfolgte im Februar 1836 auf Grund von Statuten, welche H. entworfen hatte. Die oben mitgetheilte Meinungsäußerung wird ins Licht setzen, welches Gewicht er auf die ersten Worte der Einleitung legte: „In dem lebendigen Glauben an Jesum Christum, als den Heiland und einigen Mittler der Menschen, durch dessen Verdienst auch wir aus der Finsterniß und Unreinig-

keit dieser Welt erlöst und seines Reichs theilhaftig geworden zu sein mit innigem Danke gegen Gottes Gnade erkennen"; und auf den §. 3 „Mitglied des Vereins kann jeder werden, welcher den im Eingange dargestellten Grundsätzen und Gesinnungen des Vereins mit ernster und herzlicher Ueberzeugung beistimmt, und diese seine Beistimmung durch Namensunterschrift unter diese Statuten erklärt; sowie sich zu einem regelmäßigen Beitrag zur Unterstützung der Missionen verpflichtet. — Außerdem werden milde Gaben von allen, welche dergleichen dem Vereine anvertrauen wollen, mit Dank angenommen und gewissenhaft verwendet werden". Uebrigens nahm auch der Casseler Hauptverein den von H. geltend gemachten Grundsatz an, und gab ihm im Sommer 1840 praktische Folge durch Ablehnung einer von einem Pfarrer Meurer veranlaßten Beitrittserklärung von 99 rationalistischen Geistlichen, die, unter ausdrücklicher Constatirung ihrer Nichtübereinstimmung mit dem Glauben der Begründer, auf Grund des Bekenntnisses zu dem „aus sich selbst zu erklärenden Gotteswort" als alleiniger Richtschnur und zu Christo als Oberhaupt der Kirche und Anfänger und Vollender des Glaubens Aufnahme begehrten.

Einige Jahre später erhielt H. Anlaß sich näher über seine Stellung zu den Bekenntnißschriften zu erklären. Im Jahr 1839 nämlich hatte das Ministerium eine neue laxere Verpflichtungsformel der Geistlichen auf die Augsburgische Confession eingeführt, und damit die ohnehin schon kein Maaß und keine Schranke kennende, über alle kirchliche Ordnung sich hinaussetzende Lehrwillkür der Geistlichen sanctionirt. Bickell war dadurch zur Abfassung einer Flugschrift „über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften mit besonderer Beziehung auf das kurhessische Kirchenrecht, Kassel 1839 (zweite bedeutend vermehrte Ausgabe 1840)" bestimmt worden, deren Hauptzweck der Nachweis war daß ein Prediger keinenfalls befugt sei dem positiven Glauben der Kirche zuwider zu lehren. Die Schrift hatte H.'s „ganzen Beifall", und er dankte dem Freunde dafür daß er sich der Sache angenommen habe; „es ist — schrieb er — an euch Juristen den Rechtspunkt und Besitzstand der kirchlichen Lehre zu wahren, den wir Theologen so sehr gefährdet haben"; nur erinnerte er einmal daran daß der Revers, wie die Erfahrung gelehrt habe, gar kein Damm gegen unevangelische und unchristliche Lehre gewesen sei, und darum kaum

eine unmittelbar praktische Bedeutung habe; und sodann wollte er an Stelle „der Substanz des Bekenntnisses" (im Unterschied von der Formulirung), welcher Bickell kirchenrechtliche Verbindlichkeit zuschrieb, lieber in Uebereinstimmung mit Schleiermachers Ausführung im Reformationsalmanach von 1819 die „Grundsätze des Bekenntnisses, die das Wesen der evangelischen Kirche und ihren unterscheidenden Charakter ausmachen (aber nicht blos gegenüber der römischen Kirche, sondern auch gegenüber dem Naturalismus, der durch die damaligen Schwärmer repräsentirt sei)", oder kürzer das Wesentliche, Fundamentale des kirchlichen Bekenntnisses gesetzt wissen; was dazu gehöre, — bemerkte er — darüber entscheide keineswegs, wie die Gegner einwürfen, das subjective Ermessen des Einzelnen; auch sei es durchaus keine Streitfrage; sondern es sei durch die symbolischen Bücher selbst, welche die Rechtfertigung aus dem Glauben bestimmt als den Fundamentalartikel erklärten, und durch die allgemeine Anerkennung von zwei Principien der evangelischen Kirche, des formalen der alleinigen Autorität der h. Schrift als Glaubensquelle und des materialen der Rechtfertigung allein durch den Glauben, längst entschieden, sei also etwas historisch gegebenes; man könne auf Grund davon sagen, daß alles in der Augsb. Confession dazu gehöre, was sich auf die Heilsordnung beziehe, worin aber gerade die supernaturalen, folglich dem Bewußtsein unsrer Zeit widerstrebenden Elemente des christlichen Glaubens enthalten seien. — Bickells Schrift erregte einen gewaltigen Sturm; sie wurde mit Gegenschriften und Gegenartikeln, und ihr Verfasser mit Schmähungen überschüttet; aber auch an Vertheidigern fehlte es nicht, so daß es zu einem lebhaften Streit über die symbolischen Bücher kam. Dabei trat auf Seiten der Gegner derselben eine erstaunliche Unwissenheit und „gänzliche theologische Nichtigkeit und Hohlheit" an den Tag. Am meisten war aber H. entrüstet über „die Heuchelei und Unlauterkeit — zum Theil unbewußte", mit welcher „der Haß gegen die Bekenntnißschriften" d. h. „die Abneigung gegen die Grundlehren des positiven Christenthums" sich unter einem pathetischen Enthusiasmus für die h. Schrift versteckte. „Man kann — sagte er — den meisten Gegnern der Verbindlichkeit der Augsb. Conf. für unsere Zeit mit Recht vorwerfen daß ihr Widerspruch, wenn er ehrlich wäre, gegen die Bibel gerichtet sein müßte, die sie so heuchlerisch zu ihrem Panier gegen die Confession

machen, und daß ihnen der Revers nur einen speciösen Vorwand hergiebt um hinter tapfern und imponirenden Phrasen von protestantischer Freiheit von Menschensatzungen, Glaubenszwang u. s. w. ihren Unglauben an die göttliche Autorität und ihren Haß gegen das Wesen des bibl. Christenthums selbst zu verbergen. Denn daß die Grundlehren, insbesondere die Heilslehren der Augsb. Conf., die gerade den bittersten Anfeindungen ausgesetzt sind, im wesentlichen rein biblisch und wirklich evangelisch (wie sich die Kirche nennt) sind, hat auch die neueste theologische Forschung noch nicht widerlegen können, wie denn auch ihre Verwerfung bekanntlich auf ganz andern Gründen beruht als daß sie nicht biblisch seien" *). — Aber auch mit der Art, wie die Bekenntnisse vertheidigt wurden, war H. nur theilweise einverstanden; es wurde dabei nach seiner Ueberzeugung meist zu wenig zur Belehrung und Verständigung gethan. „Um eine wirkliche Ueberzeugung bei unserm ungläubigen Haufen zu wecken — hatte er schon früher aus anderm Anlaß geschrieben — muß man aus seinem Standpunkt und seinen Formeln heraus auf den Standpunkt und in die Sprache der Andern eingehen und da anknüpfen und herüberführen, was freilich eine schwere Kunst und seltene Gabe ist." — Als nun die gänzliche Unbekanntschaft des Publikums mit der Augsb. Conf. von einem dem Laienstande angehörigen Vertreter der Aufklärung dazu benützt wurde dieses Landessymbol durch Entstellung und Verzerrung einiger seiner Grundlehren zu verdächtigen und dem Volke ein Grauen vor dieser „fürchterlich-

*) „Die Autorität der Symbole — sagt er ein andermal (Mai 1840) — würde durch das quatenus nicht leiden, und ich würde es als ein sich von selbst verstehendes unbedenklich gestatten, vorausgesetzt daß jeder sich vor dem zuständigen Forum über alles das ausweisen müßte was er schriftwidriges gefunden zu haben glaubt. Was einer wissenschaftlich wirklich als solches nachweisen kann und muß um sich zu legitimiren, wird ihm ohne großen Schaden erlassen werden können oder, wenn es allgemein anerkannt wird, ganz aufgegeben werden; ganz anders als wenn nach der vorhandenen Praxis jeder lehrt oder verwirft nach oberflächlichem Schein und dem herrschenden Ton. Nur muß es ein Forum geben, das Ordnung hält, — ohne das sind alle allgemeinen Grundsätze und Verpflichtungen vergeblich. Ob es dazu wieder kommen werde hängt davon ab ob es wieder zu einem consensus in Glaubenssachen kommen wird, was ich sehr bezweifle, oder ob sich die Kraft der Ueberzeugungen wenigstens bis zu einer äußeren Trennung der Parteien erhebt, in welchem Falle es wieder zu einer größeren Einhelligkeit im Innern einer jeden kommen könnte."

sten aller Religionen" einzuflößen, fühlte auch H. sich getrieben sein offenes mannhaftes Zeugniß für das Bekenntniß abzulegen. Eine zufällige äußerliche Veranlassung wirkte dazu mit. Sein Freund und College Kling hatte beabsichtigt seiner Broschüre „die gute Sache der Augsb. Confession" einen Abdruck dieses Bekenntnisses selbst folgen zu lassen. Beim Antritt einer Ferienreise übertrug er H. die Correctur. Als dieser nun fand daß der zu Grunde gelegte gemeine Text sich vielfach von dem Text der ersten Ausgabe Melanchthons zu seinem Nachtheile unterscheide, entschloß er sich unter Zugrundlegung dieser letzteren (Wittenberg bei Rhaw 1531) selbst eine Ausgabe zu veranstalten, in welcher so viel als möglich das Gute der verschiedenen Melanchthon'schen Originalausgaben (des latein., des gemeinen deutschen und der seit 1533 erschienenen verbesserten und vermehrten Texte) durch Beifügung der betreffenden Stellen in kleinerer Schrift unter dem Haupttexte vereinigt werden sollte. Außerdem fügte er einige erläuternde Noten und zur Einführung in das innere Verständniß der Confession „die unübertreffliche, ebenso lebendige und markige als klare Erläuterung der Grundbegriffe der Paulinischen Heilslehre" in Luthers Vorrede zum Römerbriefe bei. In der dem Ganzen vorausgeschickten Vorerinnerung sprach er sich über die brennende Tagesfrage aus. Die Bedeutung der Augsb. Conf. für die evangelische Kirche setzt er darein, daß sie „als authentische Erklärung über die Grundsätze und den unterscheidenden Charakter ihrer kirchlichen Gemeinschaft gleichsam das Grundgesetz der evangelischen Kirche sei, das Panier und Symbol für alle die sich zu dieser Gemeinschaft halten, und sie wenn es Noth thut gegen den gemeinsamen Feind vertheidigen wollen." Eine buchstäbliche Vorschrift für Glauben und Lehre der evangelischen Kirche könne und wolle sie freilich nicht sein; aber an ihren Grundlehren, namentlich von dem rechtfertigenden Glauben, von der Sünde und von der Kirche, in welchen die ächte biblische Heilslehre ausgesprochen und der eigentliche Kern des Evangeliums enthalten sei*), müsse die evangelische Kirche festhalten, wenn sie

*) Auf die Beifügung der Lehre von der Kirche legte H. besonders in der Absicht Gewicht, „um das sogen. negative oder formale Princip aus dem materialen abzuleiten". „Ich konnte mich nämlich unmöglich mit dem begnügen was z. B. Müller in seiner Prorectoratsrede als das Wesentliche das von jedem Protestanten zu fordern sei, aufgestellt hatte, nämlich die Rechtfertigung durch

nicht sich selbst verleugnen wolle. In der begrifflichen Fassung und Herleitung dieser Grundlehren könne alle Freiheit und Mannigfaltigkeit walten, die das Bedürfniß der Zeit, wie der besonderen Geistesanlagen erfordere; wer aber auch ihr Wesen, ja selbst ihren Mittelpunkt, den Grundstein und das Princip des Protestantismus, die Rechtfertigung allein durch den Glauben verwerfe, den könne man nicht mehr für einen Protestanten anerkennen. Denn daß die evangelische Kirche gar keinen Grundsatz von bestimmtem Inhalt, sondern nur die Bibel in Bausch und Bogen, ohne sich eine christliche Wahrheit daraus anzueignen, zur Grundlage habe, das könnten nur solche wähnen die weder die Entstehungsgeschichte der evang. Kirche und ihrer Lehre kennen, noch einen Begriff von der Natur und den Bedingungen einer kirchlichen Gemeinschaft haben*).

Außerdem suchte H. auch durch eine Reihe populär gehaltener Aufsätze das weitere Eindringen des naturalistischen, überhaupt unevangelischen Geistes in die Gemeinden aufzuhalten, das rechte Verständniß der in der Augsburger Confession bezeugten biblischen Grundwahrheiten zu fördern, und ins Licht zu stellen welchen Schatz die evangelische Kirche an ihrem Glauben und Bekenntniß, an ihren Katechismen und ihrer Liturgie besitze. Sie erschienen in dem von dem dritten Prediger an der Johanniskirche in Hanau J. Karl redigirten „Evangelischen Kirchenboten" Jahrg. 2 u. 3**). — Voraus schickte H. einen grundlegenden, großentheils einer Stelle des Gesangbuchgutachtens entnommenen Aufsatz „über die Grundverschiedenheit der heutigen sogenannten aufgeklärten (rationalistischen) Denkart in Religionssachen vom biblischen Christenthum"***).

---

den Glauben, die wenigstens von ihren nothwendigen Voraussetzungen und Folgerungen begleitet sein muß um nicht gar zu kahl dazustehen, widrigenfalls wir sehr bald sehen würden daß die Rationalisten aufs beste damit fertig zu werden wissen." (Br. v. Apr. 1840).

*) „Die Lehrartikel der Augsb. Conf. Nach der ersten Ausgabe Melanchthons mit den wichtigsten Eigenheiten der übrigen Ausgaben nebst einer einleitenden Vorerinnerung und dem allgemeinen Theil der Vorrede Luthers zum Brief an die Römer. Marburg 1840 bei Elwert."

**) Evangelischer Kirchenbote. Ein Monatsblatt zur Erbauung und Verständigung. Herausgegeben von J. Karl. Hanau bei L. J. Edler. Zweiter Jahrgang 1840. H. 2. 3. 5. 7 u. 12. Dritter Jahrg. 1841 H. 1.

***) Ev. Kirchenbote 1840 H. 2.

Nachdem er hier in wenigen kräftigen Strichen die Grundzüge der biblischen Heilslehre gezeichnet und an den durchgreifenden Widerspruch erinnert hat, in welchem die herrschende Denkart zu demselben stehe, weist er den tiefsten Grund dieses Widerspruches darin nach, daß während dem Christenthume das lebendigste „Gottesgefühl" zu Grunde liege, in der modernen Religionsansicht „das Gottesgefühl durch das im Gange der Civilisation immer stärker hervorgetretene Selbst- und Weltgefühl bedeutend zurückgedrängt und erkaltet" sei, und „bei den meisten nur noch einen blassen Schattenriß oder todten Begriff, eine dunkle Sage und Ueberlieferung von Gott," kurz eine deistische Gottesvorstellung hinterlassen habe. An die Stelle einer lebendigen Gemeinschaft des Schöpfers mit seinem Geschöpf sei darum ein äußeres Verhältniß eines Werkmeisters zu seinem Werk, und an die Stelle kindlicher Liebe, Zuversicht und Hingebung ein ceremoniöses Verhältniß steifen Respekts und kalter „Verehrung" getreten, die als „Pflicht" und „Dienst" aufgefaßt werde, während alle Aeußerungen der Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Gott als abergläubig und mystisch gälten. In Folge davon habe auch die „Tugend" ihre Beziehung auf Gott und damit ihre Grundlage und ihr Ziel verloren, und sei zu einem Abgott geworden, dem in den modernen Liedern, Predigten und Lehrbüchern Weihrauch gestreut werde. Da mache sich denn auch ein neuer Souverän an Gottes Statt geltend, indem eine neue Klasse von Pflichten gegen sich selbst, mit der Pflicht der Selbstliebe an der Spitze, den Pflichten gegen Gott und den Nächsten an die Seite trete, und sich unvermerkt immer mehr zum eigentlichen Mittelpunkt aller andern mache, indem diese nur als Mittel zur eigenen Glückseligkeit betrachtet würden, während sich doch leicht zeigen lasse, daß alle sogenannten Selbstpflichten ihren Grund und Zweck nur in Gott haben, und gleich den Pflichten gegen den Nächsten aus der Liebe zu Gott und seinem Reiche und dem hieraus hervorgehenden Streben sich dieser heiligen Gemeinschaft durch Heiligung immer mehr anzuähnlichen fließen. — Durch ihre Loslösung von Gott habe die Tugend ihre Seele und ihren Lebenstrieb verloren, und sei unvermerkt zu einer blos weltlichen Gerechtigkeit und äußerlichen Ehrbarkeit herabgesunken. Als solche habe sie sich in eine Menge einzelner Tugenden und Pflichten zersplittert, und verirre sich immer weiter von dem inneren Wesen christlicher Heiligung in äußerliche

Werkheiligkeit, Gesetzesdienst und Satzungsgeist, den man doch als jüdisch oder katholisch weit hinter sich zu haben wähnte. Daher das Moralisiren in Predigten, Erbauungs- und Gesangbüchern. — Weil die Bestimmung des Menschen in steter Gemeinschaft mit Gott zu leben aus dem Bewußtsein verschwunden sei, so sei auch das Gefühl der Entfremdung von Gott, der wahre Begriff der Sünde und das Bewußtsein, der Versöhnung mit Gott durch Christus und der Erneuerung durch den Glauben an ihn zu bedürfen, verloren gegangen. Den biblischen Begriff der Erneuerung oder Wiedergeburt habe man in den allgemeinen vagen Begriff der Besserung verflacht, die der Mensch aus eigener Kraft solle bewerkstelligen können; und das Verhältniß zu Christo sei ein ganz äußerliches geworden; er sei nicht mehr Erlöser, Versöhner, Mittler zwischen Gott und den Menschen, der immer gegenwärtige und durch seinen Geist die wahren Glieder seiner Kirche heiligende König in seinem Reiche, sondern ein bloßer Lehrer, der uns über Gott und unsre Pflichten unterrichte und selbst ein Muster der Tugend gegeben habe. —

Auf diesen grundlegenden Aufsatz folgten zwei andere unter dem gemeinsamen Titel: „Der Heilsweg der Augsburgischen Confession. Ein Wort der Verständigung." Ihr Zweck ist die biblischen Grundlehren von der Sünde und von der Rechtfertigung aus dem Glauben „aus dem allgemein menschlichen Bewußtsein zu begreifen und damit zu vermitteln". In der Ausführung über die Lehre von der Sünde*) wird besonders betont, daß die Sünde nicht etwa blos in der Herrschaft der Sinnlichkeit über die Vernunft bestehe; „vielmehr je tiefer wir der Wurzel des Bösen in uns nachgraben, desto mehr finden wir daß sie in unserm tiefsten Selbst versteckt und geistigen Ursprungs ist"; daß sie in der aus der Eigenliebe entspringenden Abwendung des Herzens von Gott besteht, mit welcher zugleich das Band der Gemeinschaft mit unsern Nebenmenschen zerrissen wird; und daß der durch Selbstsucht vergiftete Gemüthszustand eine Entartung von Grund aus ist, und zu jedem wahrhaft guten Werke unfähig macht**). Als unnöthige Spitzfindigkeiten oder Mißverständnisse und

*) Ev. Kirchenbote 1840 H. 3 u. 12.

**) Aufs wärmste empfiehlt H. gelegentlich allen die eine gründliche Be-

Verirrungen werden dagegen am Schlusse abgewiesen: die Meinung daß dem Menschen vor dem Falle vollkommene Heiligkeit und Weisheit eigen gewesen sei, die Theorieen über den Zusammenhang der Erbsünde mit dem Fall der ersten Menschen, namentlich die Zurechnungstheorieen, und der Satz daß der Mensch durch den Sündenfall das göttliche Ebenbild verloren habe; auch sei es eine falsche, weil nicht beantwortbare Streitfrage, wie viel der Mensch aus eigner Kraft und Freiheit zum Guten beitragen könne und wie viel Gott thun müsse, und wie viel Antheil jeder von beiden an der Bekehrung habe*). — In der Ausführung über die Rechtfertigung aus dem Glauben**) wird namentlich das Wesen des Glaubens und sein Verhältniß zur Liebe lichtvoll dargestellt, wobei sich H. jedoch auf die Betrachtung der „psychologischen oder allgemein menschlichen Grundlage aller Versöhnung und Gemeinschaft des Menschen mit Gott" beschränkt, dagegen (zu Bickells großem Bedauern) auf „das eigentlich christliche Element der Lehre: das Verhältniß des Glaubens zu Christus, als dem Mittler der Versöhnung, nämlich die Zueignung der Gerechtigkeit Christi im Glauben" nur am Schlusse hindeutet; dies deßhalb weil es ihm zunächst besonders darum zu thun war die allgemeinen Grundzüge und das Wesen der beiden Hauptlehren der evangelischen Kirche „in ihrer tiefen inneren Wahrheit und ihrer Uebereinstimmung mit dem was das wahrhaft fromme Gefühl der unverbildeten Menschheit zu allen Zeiten und unter verschiedenen Religionsformen festgehalten hat, nachzuweisen, sie gegen die groben Mißverständnisse der herrschenden rohen fleischlichen Denkart in religiösen Dingen zu vertheidigen und so der Ueberzeugung zweifelnder, aber wahrheitssuchender Zeitgenossen näher zu bringen." „Wir müssen heut zu Tage Anknüpfungspunkte in der allgemeinen religiösen Ueberzeugung suchen, von dem allgemeinen christlichen und theistischen Gemeingefühl ausgehen und für das Heiligthum auf einer breiteren Grundlage kämpfen, wo es in dem besseren Theil des Publikums noch unerschüttert

lehrung über die Grundlage des christlichen Glaubens und Lebens suchen, das Werk seines ehemaligen Collegen Jul. Müller: „Die christliche Lehre von der Sünde," das er im Sept. 1838 mit Freuden begrüßt und gelesen hatte „da es den Kern des Christenthums betrifft und wir hier sehr einstimmig denken."

*) Vgl. oben S. 34.

**) Ev. Kirchenbote 1841 H. 1.

steht, um unsre Zeitgenossen für das specifisch Christliche zu gewinnen"; so schrieb er später bei einem ähnlichen Anlasse.

In den übrigen Aufsätzen handelt es sich um die nächst der Bibel wichtigsten Mittel das Christenthum im Volke zu erhalten, um Katechismus und Liturgie. Der eine hat den Titel: „das gute Recht des Lutherischen Katechismus allem evangelischen Religionsunterricht zur Grundlage zu dienen und das Verhältniß desselben zum Heidelbergischen in unserer Kirche" *). Er war veranlaßt durch einen von H. freudig begrüßten Erlaß des Hanauer Consistoriums, in welchem dieses im Einverständniß mit der Regierung die Vertauschung der beiden landeskirchlichen Katechismen mit andern neueren Lehrbüchern (es handelte sich besonders um den badischen Katechismus) für eine unbefugte Willkür erklärte, ein Erlaß der freilich bald darauf mit Rücksicht auf die erst hinterher in Erfahrung gebrachte fast allgemeine Verdrängung der Confessionskatechismen durch den badischen Katechismus, wieder so gut als ganz zurückgenommen wurde. — H.'s Aufsatz ist ein beredtes Lob der hohen Vorzüge des kleinen Lutherischen Katechismus, der alles, aber auch nur das enthalte was jedem Christen zu wissen noth sei, und in seiner Ausdrucksweise das Muster eines Volksbuches sei; und eine eingehende Auseinandersetzung dessen was in Betreff der Katechismen in Hessen rechtens sei, auf deren Grund zuletzt der Gebrauch des Lutherischen Katechismus in den Schulen, der des Heidelberger in seinen „vornehmsten Fragen" in der Christenlehre und den höheren Classen der gelehrten Schulen gemäß der in verschiedenen älteren Kirchenordnungen vorgeschriebenen Praxis empfohlen wird, bis eine Verschmelzung beider zu einem einzigen Unionskatechismus zur Ausführung kommen könne.

Der andere Aufsatz endlich **) nimmt „das gute Recht der alten kirchlichen Liturgie" gegen die eingerissene Willkür der Geistlichkeit in Schutz, und weist „die bringende Nothwendigkeit ihrer gehörigen Befolgung" nach. „Nur der Verstand — sagt H. hier — verlangt immer neues und Abwechselung, weil er lernen, d. i. unbekanntes erkennen oder sich unterhalten will. Das Herz oder Gemüth dagegen will immer dasselbe; es bedarf um sich an etwas

*) Ev. Kirchenbote 1840 H. 5.

**) Ev. Kirchenbote 1840 H. 7.

anzuschließen und es mit Liebe zu umfassen, vor allen Dingen einer festen, sich stets gleichbleibenden Gestalt."

Aus diesen Aufsätzen und überhaupt aus der ganzen kirchlichen Thätigkeit H.'s, die bisher geschildert worden ist, wird man sehen daß das Gefühl zu einem „Streiter für die bedrängte Kirche Gottes" berufen zu sein, welches in des Oheims Hause in dem Knaben erwacht war, auch dem Manne nicht abhanden gekommen, und daß des Oheims Hoffnung sein nachmaliger Entwicklungsgang werde ihn „einst zum Vertheidiger des wahren Glaubens nur um so geschickter machen" nicht unerfüllt geblieben ist.

Wir haben nun aber auch von dem zu berichten was H. während der Marburger Periode seines Lebens als Gelehrter zur Förderung seiner Fachwissenschaft gethan hat. Die Zeit zur wissenschaftlich-literärischen Arbeit wurde ihm durch die Arbeiten, zu denen ihn seine lebendige Theilnahme an dem Wohl und Wehe der Gemeinschaft immer wieder und wieder trieb, sehr verkürzt, worüber er oft aufs peinlichste beunruhigt wurde und bitter klagte. „Ich habe — heißt es z. B. in einem Brief v. Apr. 1840 — leider alle Augenblicke das Schicksal mich durch den Wunsch dem gemeinen Besten zu dienen in dergleichen für mich höchst störende, weil meinem Beruf und Gesichtskreis ferner liegende Unternehmungen verlocken zu lassen, und gerade wenn ich im besten Zug bin einen alten Rückstand wegzuarbeiten. Es ist eine seltsame Verkehrtheit meines Geschickes daß ich in Dingen, die man längst von mir erwartet, und worin ich des Erfolgs sicher bin, ein räthselhaftes Schweigen beobachte, und in andern mich hören lasse (oder wenigstens weitläufige Arbeiten mache) die man am wenigsten von mir erwartet, und worin ich eigentlich kein Stimmrecht habe." — Indeß haben auch die verhältnißmäßig wenigen und nicht sehr umfangreichen fachwissenschaftlichen Arbeiten, die H. als Marburger Professor veröffentlicht hat, für die Wissenschaft eine größere Bedeutung gehabt, als manche bändereichen Werke. — Seine Forscher- und Schriftstellerthätigkeit war damals vorzugsweise noch den philologischen, und überhaupt den im Gebiete des Vorhofes zum Heiligthume liegenden Aufgaben zugewendet. Er empfand noch weniger das Bedürfniß sich auch theologisch mit entgegengesetzten Anschauungen über das Alte Testament, namentlich mit der einseitig supra-

naturalistischen, wie sie Hengstenberg wieder geltend zu machen suchte, öffentlich auseinanderzusetzen. Seinen schon damals ganz ebenso, wie später, vorhandenen Gegensatz zu dieser Richtung kehrte er nicht geflissentlich heraus, theils weil ihm diese „Reaction" ungefährlich erschien, theils weil es sich in seinen Augen vor allem darum handelte den alles christliche und überhaupt religiöse Leben gefährdenden gemeinsamen Feind, die seichte, rationalistische Aufklärerei zu bekämpfen.

Es ist früher bemerkt worden daß H. während seines Aufenthaltes in Halle besonders lexikographischen Studien oblag. Schon damals verfolgte er mit voller Klarheit dieselbe Idee, welche ihn bei seiner gesammten späteren lexikographischen Forschung geleitet, und die sich, indem sie allmälig auch bei andern mehr Eingang fand, für die semitische Lexikographie sehr fruchtbar erwiesen, ihrer umfassenderen Durchführung aber noch immer zu warten hat; eine Idee, deren Ahnung einst den Breslauer Caspar Neumann (geb. 1648 † 1715) zu der Meinung, jeder Consonant habe eine bestimmte significatio hieroglyphica oder symbolica, und zu seinen abenteuerlichen lexikographischen Versuchen verleitet hat; die aber schon von Valentin Ernst Löscher (Prof. in Wittenberg, später Superintendent in Dresden, † 1749) in seinem Werke de causis linguae Hebraeae Frankf. u. Leipz. 1706 viel verständiger und maaßvoller, wenn auch immer noch mit vielen und großen Mißgriffen, geltend gemacht worden ist, während Gesenius ihre Bedeutung und Berechtigung noch ganz verkannt hatte*). Es war die Idee daß nicht nur den dreibuchstabigen Stämmen zweibuchstabige Wurzeln zu Grunde liegen, sondern daß auch die Bedeutung der letzteren in der Regel durch die Natur (und Entstehungsweise) des Consonantenlautes bestimmt wird, welcher ihren Hauptradikal bildet, daß also in der Regel ein bestimmter Consonant der Hauptträger der seinem eigenen Lautwerthe correspondirenden gemeinsamen Grundbedeutung einer zusammengehörigen Familie von Stämmen ist. Dieser Idee entsprechend lautet z. B. die XIII. der theses philologico-biblicae, über welche H. bei seiner

*) In seiner „Geschichte der hebr. Sprache und Schrift Leipzig 1815" hatte er die Bestrebungen jener Männer als bloße Verirrungen charakterisirt.

Habilitation in Halle (Herbst 1824) disputirte: Literae sibilantes et stridentes, ut ש, ס, ז, צ, ר earumque quasi obtusiones ד, ט, ת similem sono verbis significationem inferunt, nempe secandi, amputandi, rumpendi, separandi etc., idque praecipue 1) secundo loco positae post primas praesertim rad. ק et ג, פ et ב; 2) tertio loco post secundam ejusdem generis. — Oeffentlich trat er mit seinen lexikographischen Grundsätzen zuerst in einer gemeinsam mit Bickell herausgegebenen Gratulationsschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum der akademischen Wirksamkeit seines Lehrers Arnoldi hervor. Die Schrift mit dem Titel: de emendanda lexicographiae semiticae ratione commentiuncula, subjuncto lexilogo s. originum biliterarum specimine Marb. 1827, stellt zuerst in einer kritischen Beurtheilung der epochemachenden Bestrebungen Albert Schultens und seiner Schule die wichtigsten Grundsätze fest, nach welchen die verschiedenen im Sprachgebrauch vorkommenden Bedeutungen eines Wortes auf die Grundbedeutung zurückzuführen sind, begründet dann unter Geltendmachung der Verdienste Löscher's den Satz daß die Wurzeln biliterae und zwar meistens von onomatopoetischem Charakter sind, und weist die Methode zur Ermittlung derselben nach*). — Die Probe für seine Grundsätze wollte H. in einer größeren Arbeit „Beiträge zur semitischen Lexikographie, mit besonderer Rücksicht auf Gesenius hebräisches Handwörterbuch" liefern; das Manuscript bedurfte nur noch einer letzten Redaction, zu der es aber — obschon die Schrift schon angekündigt war — nie gekommen ist. Dagegen exemplificirte H. seine Methode nochmals in der Abhandlung „über die Grundbedeutung von מִזְמוֹר und זמר und der damit zusammenhängenden Wurzelfamilie"**), nebst einem Nachtrage zu derselben***); und viele Resultate seiner lexikographischen Forschung hat er später in seinem Psalmencommentar niedergelegt, wobei er aber natürlich auf eine umfassendere Begründung verzichten mußte. — Bei seiner semitischen Wortforschung gieng er immer den Berührungspunkten und Analogieen aus dem

*) Es war H. eine nicht geringe Freude als ihm Silvestre de Sacy aus Anlaß dieser kleinen Schrift brieflich mittheilte, daß die Zweibuchstabigkeit der Wurzeln schon von mehreren arabischen Grammatikern gelehrt werde.

**) Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes (von Ewald, Gabelentz, Kosegarten u. s. w.) Band III. Göttingen 1840. S. 394 ff.

***) Ebenda, Band IV S. 139 ff.

Gebiet der japhetischen Sprachen nach, wozu ihn seine Bekanntschaft mit dem Sanskrit, mit dem er sich besonders im Jahr 1833 eingehender beschäftigt hatte, und seine gründliche Vertrautheit mit den classischen Sprachen in Stand setzte. Er hat auch noch im J. 1859 eine lexikographische Arbeit über „den gemeinsamen Grundbegriff von ἄξιος (wägen, Bewegung um einen Mittelpunkt) und einer Reihe anderer Wörter" veröffentlicht*), die ganz dem letzteren Sprachgebiete angehört.

Den lexikographischen Studien gingen fortwährend die grammatischen zur Seite. Mit Vorlesungen über hebräische Grammatik hatte H. seine akademische Lehrthätigkeit eröffnet, und in seinen exercitationes aethiopicae seine Ideen zur Verbesserung der semitischen Sprachlehren angedeutet. Auf Grund einer umfassenden Bekanntschaft mit dem im A. T. vorliegenden Bestand der hebr. Sprache suchte er mit den Mitteln, welche seine Kenntniß der semitischen Dialekte, die Analogie japhetischer Sprachen und ein tieferes Eindringen in die allgemeinen Gesetze des menschlichen Sprach- und Denkvermögens ihm darboten, die hebr. Sprache „in ihrer historischen Entwicklung und Wandlung aufzufassen, um sie begreifen und erklären zu können, und demzufolge nicht blos jeden Fortschritt in den vorliegenden Sprachurkunden sorgfältig zu beobachten und älteres von jüngerem zu unterscheiden, sondern auch zu dem untergegangenen (ursprünglichen) Bildungsstand der Sprache aufzusteigen, aus dem sich der gegenwärtige entwickelt hat". Bei der Dialektsvergleichung zog er neben dem Arabischen besonders auch das Aramäische, als den dem Hebr. näherstehenden Dialekt, fleißig zu Rathe. Namentlich faßte er aber auch alle in ungewöhnlichen Wortformen, in Kethibs und in Eigennamen enthaltenen Spuren einer älteren verschollenen Sprachbildung und die Fingerzeige, welche sie über Grund und Entstehung der gegenwärtigen geben, scharf ins Auge. Während diese Bestrebungen auch von andern der seit dem zweiten Viertel unsres Jahrhunderts um tiefere Erforschung der hebr. Sprache sich bemühenden Gelehrten zu größerem oder geringerem Gewinne für die Wissenschaft verfolgt worden sind, hatte H.'s grammatische Forschung auch ihr Eigenthümliches. Wie er überall

*) In A. Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung Band VIII S. 370 ff.

darauf ausgieng, wo möglich bis zu den letzten Gründen zurückzugehen, so machte er es sich vor andern zur besonderen Aufgabe die Natur und Art der einzelnen Sprachlaute und der Betonung durch Ermittlung ihrer, auf dem Mechanismus der Sprachwerkzeuge beruhenden Entstehungsweise vollständiger zu erkennen, überhaupt der Grammatik eine physiologische Grundlage zu geben. Unter den Gesetzen, welche die Sprachbildung und -entwickelung beherrschen, unterschied er nämlich zunächst die Denkgesetze und die Lautgesetze, welch' letztere er, eben weil sie auf dem Mechanismus der Sprachwerkzeuge beruhen, als mechanisch und nur den äußeren Charakter der Wörter bestimmend bezeichnete. Davon schied er aber scharf die innere organische Wortbildung und -veränderung, d. h. die Bildungen und Veränderungen von Wörtern, welche ihren Grund darin haben daß diese Redetheile sind, also in ihrer inneren Bedeutung, und welche vermöge einer unbegreiflichen Verschmelzung der Laut- und der Denkgesetze in einer urkräftigen Anschauung von der lebendigen und frei schaffenden Kraft des individuellen Sprachgeistes erzeugt werden. Während in dieser Beziehung die Eigenthümlichkeit des Geistes jeder Sprache erfaßt sein will, haben jene mechanischen Lautgesetze eine allgemeine Gültigkeit, was H. durch zahlreiche Analogieen aus allen ihm bekannten alten und neueren Sprachen nachzuweisen liebte. — Viele Anregung die Aufgabe der Sprachforschung in dieser Richtung hin zu verfolgen verdankte H. den tiefsinnigen „aus der feinsten Beobachtung des schaffenden Sprachgeistes hervorgegangenen" Untersuchungen Wilh. von Humboldt's über die Natur und grammatische Ausbildung der Sprachen, die in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften schon in den 20er Jahren veröffentlicht waren. Später fand er sich, besonders durch die Untersuchungen seines ehemaligen (bis Neujahr 1830) Collegen, des ihm stets nah befreundeten Jak. Grimm über die Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache sehr gefördert, indem er daraus einen vollständigeren Einblick in den allgemeinen Entwickelungsgang der Sprachen gewann, von der ersten Fülle, Kraft und Schönheit der Sprachformen an zur Periode der Verkümmerung und des Verfalls derselben in Folge der einseitigen Entwicklung des geistigen Lebens der Sprache, bis zu den meist unglücklichen, weil nicht aus der lebendigen Triebkraft des Sprachgeistes entsprungenen Versuchen den alten Reichthum wieder zu gewinnen. — Es wird

aus diesen Bemerkungen erhellen daß und warum H.'s Hauptinteresse in der Grammatik den Gesetzen der Lautbildung und Lautumwandlung, der Sylben- und Wortbildung und der Betonung zugewendet war, auf welchem Gebiet denn auch seine Stärke vorzugsweise lag. —

Das Erscheinen der „kritischen Grammatik der hebr. Sprache" von H. Ewald (1827) veranlaßte H. sich in einer Recension (im Hermes B. XXXI H. 1.) darüber auszusprechen, in wie weit dieses Werk seinen Anforderungen entspreche; sie betrifft jedoch nur die Lautlehre; die Beurtheilung der Formenlehre und der Syntax sollte in weiteren Artikeln folgen, die aber ungeschrieben blieben. H. hat selbst erklärt daß er über diese Theile „weit günstiger geurtheilt haben würde", als über die Lautlehre. Aber trotz der Schärfe seiner Kritik, und obschon Ewald Grund zu haben glaubte sich über einige Sätze der Recension zu beschweren, wurde durch dieselbe eine freundschaftliche Verbindung eingeleitet, die sich bis zu Anfang der 40er Jahre in fortgesetztem rückhaltslosem Meinungsaustausch und wissenschaftlichem Verkehr bethätigte.

Um dieselbe Zeit, in welcher H. diese Recension schrieb, hatte er auch selbst Hand angelegt, eine seinen Grundsätzen entsprechende hebr. Grammatik zu schreiben. In einer Abhandlung „über Theorie und Geschichte der hebr. Grammatik", von der aber nur der erste Theil über „die Theorie oder die Quellen und Grundsätze der hebr. Gramm." erschienen ist*), gab er vorläufig Rechenschaft über sein Verfahren. Was er über die Geschichte der hebr. Gramm. im zweiten Theile ausführen wollte, hat er — abgesehen von dem kurzen Abriß in dem Bruchstück seiner Gramm. — erst viel später und nur zum kleinsten, auf die Anfänge der hebr. Sprachforschung bezüglichen Theile in einigen Programmen**) und in einem, neuere einschlägige Schriften, namentlich die 1844 erschienenen Beiträge von Dukes recensirenden Aufsatz „zur Geschichte der jüdischen Sprachforschung"***) veröffentlicht. — Dagegen suchte er schon damals

*) Studien und Kritiken 1828 H. 3.

**) In der Gratulationsschrift zum 50jährigen Jubiläum Wegscheiders: De rei grammaticae apud Judaeos initiis antiquissimisque scriptoribus Hal. 1846 (bis Chajug); und speciell über die Geschichte der Accentlehre: Commentatio de antiquioribus apud Judaeos accentuum scriptoribus, Part. I (de Aharone ben Ascher et Judah Chajugo); Part. II (de Judah ben Bileam, Simsone Naqdano et porta accentuum) Hal. 1846.

***) Hallische Literaturzeitung 1848 Nr. 199—202.

dem was wir als das Eigenthümlichste in seiner Methode bezeichnet haben, dem Zurückgehen auf den letzten physiologischen Grund der Spracherscheinungen auch in der Grammatik der indo-germanischen Sprachen Anerkennung zu verschaffen durch die Abhandlung „von der Natur und den Arten der Sprachlaute, als physiologische Grundlage der Grammatik"*). Zugleich gab er auch selbst einen Beitrag zur Grammatik der deutschen Sprache in einer Abhandlung „über den grammatisch-historischen Werth der besseren deutschen Volksmundarten, hinsichtlich der Bewahrung der wichtigsten in der Schriftsprache untergegangenen Vocalunterschiede"**). —

Für seine hebr. Gramm., deren Druck 1831 schon begonnen hatte, wurde jedoch die Ausdehnung seiner Forschungen auf verschiedene Sprachgebiete und seine Neigung die gestellten Aufgaben einerseits bis in das geringste Detail hinein mit gleich skrupulöser Gründlichkeit zu verfolgen und sie andrerseits immer mehr zu erweitern und von höheren umfassenderen Gesichtspunkten aus aufzufassen, verhängnißvoll, zumal er es selten über sich gewinnen konnte eine ihn reizende neue Untersuchung so lange zu verschieben bis er den Ertrag der vorigen druckfertig gemacht hatte. Trotz des nachdrücklichen Drängens des Verlegers (Krieger in Marburg) kam er nicht zur Fortsetzung der Arbeit, und erst im J. 1841 gab er jenem Drängen so weit nach, daß er wenigstens die Veröffentlichung der bereits gedruckten 8 Bogen verstattete***). Das Bruchstück enthält in seinen 24 §§. außer der Einleitung nur den ersten Abschnitt der Lautlehre: die „Schriftlehre oder von den Schriftzeichen und den Lauten die sie bedeuten"; und auch dieser ist nicht ganz vollständig, sofern von der

---

*) In Jahn's Jahrb. für Philologie und Pädagogik 1829 H. 4.

**) Ebenda H. 3. Für die verschiedenen deutschen Volksmundarten hatte H. immer eine große Liebhaberei, am meisten für die schwäbische. Sein meisterhafter Vortrag von in schwäbischem Dialekt geschriebenen ächt volksthümlichen Schauspielen hat manchem der in seinem gastlichen Hause aus- und eingehen durfte, genußreiche Stunden bereitet, an die er sich gerne erinnern lassen wird. — Es möge bei dieser Gelegenheit auch an seine Bemerkungen „über die rechte Art Denkmäler des 16ten Jahrhunderts in ihrer sprachlichen und orthographischen Gestalt herauszugeben" erinnert werden, die durch Bindseil und Niemeyers kritische Ausgabe der Lutherbibel veranlaßt waren (Jenaer Literaturzeitung 1842 Nr. 253—55 und 265—67). —

***) „Ausführliche Hebr. Grammatik. 1. Theil, 1. Abschnitt: Schriftlehre in historischer Entwicklung. 1. Lieferung. Marb. 1841".

Accentlehre nur erst das Allgemeine gegeben ist. — Bis gegen Ende der vierziger Jahre war H. je und je mit der Fortsetzung des Werkes nach dem ziemlich weitschichtig angelegten Plane beschäftigt. Es kam jedoch nicht zu einer zweiten Lieferung desselben. Nur Einzelnes aus seinen grammatischen Forschungen hat er in besonderen Abhandlungen veröffentlicht: so die mit der Lexikographie sich berührende, lehrreiche Abhandlung „System der Semitischen Demonstrativbildung und der damit zusammenhängenden Pronominal- und Partikelbildung"*) und die über „das zwiefache Grundgesetz des Rhythmus und Accents oder das Verhältniß des rhythmischen zum logischen Princip der menschlichen Sprachmelodie. Zur Einleitung in das Hebräische Accentsystem"**); die letztere bekundete wieder in hohem Maaße sowol sein erfolgreiches Streben auf die letzten physiologischen und logischen Bedingungen der Betonung und der Modulation der Stimme beim Vortrag zurückzugehen, als seine Neigung und Befähigung die gefundenen Gesetze in allen ihm bekannten alten und neueren Sprachen zu verfolgen. Es sollte ihr nach H.'s Absicht eine schon druckfertige Abhandlung über das Hebr. Accentsystem nachfolgen, die aber, nachdem dem Abdruck in der Zeitschr. der D. Morgenl. Ges. Hindernisse in den Weg getreten waren, unveröffentlicht blieb, was um so mehr zu beklagen ist, da H. über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Accentsystems die eingehendsten Studien gemacht hatte, und da seine Arbeit mehr als die jetzt uns zu Gebot stehenden Accentlehren geeignet gewesen wäre einen klaren Ueberblick über die Hebr. Accentuation und einen richtigen Einblick in ihre Gesetze zu gewähren. — Außerdem hat H. auch in seinem Psalmencommentar manche Resultate seiner gramm. Forschung niedergelegt. — Aber auch den Plan wenigstens eine kürzere Hebr. Grammatik herauszugeben hat er nie aufgegeben; in den letzten Jahren seines Lebens ging er ernstlich damit um ihn zur Ausführung zu bringen; er vertiefte sich wieder in sprachphysiologische Studien, begann auch das A. T. noch einmal für diesen speciellen Zweck ganz durchzuarbeiten, ist aber leider über bloße Vorarbeiten nicht hinausgekommen. — Den Vorlesungen über Hebr. Gramm.,

*) Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes B. II (1838). S. 124 ff. und 427 ff.

**) Zeitschr. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft B. VI (1852). S. 153 ff.

die er in Marburg und in Halle regelmäßig und unter stets wachsender Theilnahme gehalten hat, rühmen es viele seiner Zuhörer dankbar nach daß sie das Interesse für die Hebr. Sprache bei ihnen geweckt, und ihnen zu einem klaren Einblick in den Sprachbau und die Sprachgesetze verholfen haben. Ob aber mit Hilfe seines Heftes und anderer Aufzeichnungen ein einigermaaßen entsprechender Ersatz für das Lehrbuch, dessen Ausarbeitung ihm nicht mehr vergönnt war, wird hergestellt werden können, ist vorerst noch nicht bestimmt in Aussicht zu stellen.

Durch seine Studien zur Hebr. Gramm. wurde H. von dem Bedürfniß festen Boden unter den Füßen zu gewinnen, auch zu eingehenderen Untersuchungen über die Textgeschichte geführt. Hier traten ihm beträchtliche Partieen vor Augen, die noch fast unbekannt und undurchforscht oder wenigstens noch nicht genügend aufgehellt und von durch Ueberlieferung fortgepflanzten Irrthümern und Mißverständnissen, gleich einem Nebel, verhüllt waren. Gerade solche Partieen aber, wenn sie auch entlegen waren, und scheinbar unbedeutendes und rein äußerliches betrafen, reizten seinen Forschertrieb am meisten. Es handelte sich besonders um die Entstehung und Geschichte der Hebr. Buchstabenschrift, der Vocalisation, der Sinnabtheilungen und der Masora. Die Resultate seiner Forschungen über die drei ersten Gegenstände hat H. in seinen für die Erkenntniß der äußerlichen Textgeschichte Epoche machenden Abhandlungen „Kritische Beleuchtung einiger dunkeln und mißverstandenen Stellen der alttestamentlichen Textgeschichte"*) veröffentlicht. Hinsichtlich der Entstehung der Quadratschrift aus der althebr. und weiterhin der phöniciscen Schrift konnte er auf der Grundlage weiterbauen, die schon sein berühmter Landsmann Ulrich Friedrich Kopp in der im 2ten Bande seiner „Bilder und Schriften der Vorzeit Mannheim 1821" enthaltenen classischen „Entwickelung der semitischen Schriften" gelegt hatte, und es kam nur darauf an, den noch immer herrschenden Irrthümern und aufgetauchten Zweifeln gegenüber, die Kopp'sche Darstellung zu erläutern, genauer zu begründen, zu vervollständigen und in manchen Partieen der Einzelausführung zu berichtigen; besonders bedurfte das Verhältniß des cursivischen und des kalligraphischen Elements in der Quadratschrift und die Frage nach

*) Studien und Kritiken J. 1830 H. 2. 3 u. 4 und J. 1837 H. 4.

ihrem Alter und ihrer Herkunft einer neuen Beleuchtung. — Um die Geschichte der Vocalisation hat sich H. besonders dadurch verdient gemacht daß er den durch Dupuy, Tychsen und Eichhorn verbreiteten und allgemein herrschend gewordenen Irrthum: es fänden sich sowol bei Hieronymus als im Talmud bereits unzweifelhafte Spuren vom Vorhandensein gewisser Lesezeichen, in einer gründlichen Auseinandersetzung des wahren Sinnes der betreffenden, bis dahin mißverstandenen Stellen mit durchschlagendem Erfolge aus dem Weg geräumt, und das geschichtliche Verhältniß der hebr. Vocalisation zu der syrischen und arabischen zuerst in klares Licht gestellt hat. — Ebenso sind auch durch den von der Bezeichnung der Sinnabtheilung und gottesdienstlichen Modulation handelnden Artikel, unter Beseitigung verbreiteter Irrthümer, eine Reihe neuer textgeschichtlicher Ergebnisse anerkanntes Gemeingut geworden.

Seine Untersuchungen über die Masora, mit der er wie kein andrer christlicher Gelehrter unsrer Zeit vertraut war, behielt H. noch zurück, und trug nur ihre wesentlichsten Ergebnisse seinen Zuhörern vor. Erst die verdienstliche Herausgabe des unter dem Namen Ochlah w' ochlah bekannten Theiles der großen Masora durch Dr. S. Frensdorff (Hannover 1864) hat ihn veranlaßt seine Studien über die Masora nochmals aufzunehmen, und namentlich eine auf hiesiger Universitätsbibliothek befindliche, ihm schon früher bekannt gewordene Handschrift der grossen Masora, die sich vor der Frensdorff allein bekannt gewesenen Pariser Handschrift, durch viel größere Vollständigkeit auszeichnet, eingehender zu durchforschen und mit der gedruckten Masora zu vergleichen. Er war noch in den letzten Monaten seines Lebens damit beschäftigt wenigstens die Ergebnisse seiner das Hallesche Manuscript betreffenden Studien zu einer für die Zeitschr. d. Deutschen Morgenl. Gesellsch. bestimmten Abhandlung zu verarbeiten; und wenn ihm auch der völlige Abschluß der Arbeit nicht mehr vergönnt war, so wird sie doch demnächst durch die Hand meines Freundes, des Prof. E. Vilmar in Marburg, ans Licht gefördert werden.

Mit exegetischen Arbeiten ist H. in der Zeit seines Marburger Lehramtes nicht hervorgetreten. Zwar hatte er seit seinen ersten Vorlesungen über die Psalmen (1831) die Absicht eine Reihe neuer Erklärungen mit Beziehung auf den De Wette'schen Psalmen-

commentar zu veröffentlichen um zur Verbesserung desselben bei einer neuen Auflage beizutragen; als diese aber früher als er erwartet, nöthig wurde zog er es vor seinem Freunde De Wette das Heft selbst zur Benützung zu überlassen. Ueber die Gründe aus welchen er sich von der Art und Weise dieser Benützung in der 4ten Auflage des De Wette'schen Buches wenig befriedigt fühlte, so dankbar sich auch De Wette im Vorwort über die ihm dadurch an die Hand gegebenen Verbesserungen geäußert hatte, hat sich H. in der Vorrede zum ersten Bande seines Psalmencommentares ausgesprochen.

Die bisher geschilderte wissenschaftliche Thätigkeit H. bewegte sich auf Gebieten, die von den Mittelpunkten christlichen Glaubens und Lebens, um welche sich seine gleichzeitige kirchliche Thätigkeit drehte, so weit abliegen, daß es dem Fernerstehenden wol vorkommen mochte als ob die gleich lebhaften Interessen, aus welchen jene und diese hervorgieng, von einander völlig gesondert seien, ohne organische Verbindung und Wechselwirkung; der Mann der Wissenschaft und der Mann der Kirche schienen fast ebenso wenig mit einander zu thun zu haben, wie nach H.'s religionsphilosophischer Ansicht die Verstandeserkenntniß und die Glaubensüberzeugung. Daß aber dem doch nicht so war, bekundete H. noch in seiner letzten, unmittelbar vor seinem Weggang von Marburg veröffentlichten Schrift: „über Begriff und Methode der sogenannten biblischen Einleitung, nebst einer Uebersicht ihrer Geschichte und Literatur. Marburg 1844". Dieselbe hat, in Verbindung mit gleichgerichteten Bestrebungen anderer, wie Ed. Reuß, Credner u. s. w., der sogenannten biblischen Einleitung zum Rang einer selbständigen und einheitlichen Wissenschaft verholfen, indem sie zunächst als biblische Literaturgeschichte definirt wurde. Der so aufgefaßte Begriff der Disciplin (von dem H. schon bei Ausarbeitung seiner ersten Vorlesung darüber im J. 1826 ausgegangen war), die daraus sich ergebende Methode der Untersuchung und Darstellung und die sachgemäße Gliederung des Stoffes ist in jener Schrift in helles Licht gesetzt worden; zugleich ist darin nachgewiesen wie der geschichtliche Entwickelungsgang der Disciplin darauf abziele, daß sie zur biblischen Literaturgeschichte werden mußte. — Indeß so verdienstlich das Schriftchen in dieser Beziehung auch war, so hat es hier für uns doch vorzugsweise darum ein besonderes Interesse weil es weit mehr als nach dem Titel zu erwarten ist, erkennen läßt in welchem

Geiste und von welchem Standpunkt aus H. das A. T. auffaßte und auslegte.

Wir haben früher geschildert wie er nach längerem Schwanken und Suchen einen Standpunkt gewonnen hatte, auf welchem die historische und kritische Betrachtung und der Glaube an Gottes Heilsoffenbarung nicht mehr im Conflict, sondern in friedlichem und zu wechselseitiger Förderung gereichendem Ergänzungsverhältniß standen. Auf der Bahn der historisch-kritischen Forschung war er unterdessen rüstig fortgeschritten. Jedes Verdecken erkannter Schwierigkeiten und jedes vorzeitige Sichabfinden mit denselben, ohne der Sache auf den Grund zu gehen, war in seinen Augen eine Versündigung gegen die Wahrheit; und das Bestreben hergebrachte Ansichten im vermeintlichen Interesse des Bibelglaubens mit den Mitteln menschlichen Witzes und advocatischer Kunstfertigkeit widersprechenden Thatsachen zum Trotze aufrecht erhalten zu wollen, verwarf er als nicht aus dem Glauben sondern aus dem Wahne hervorgehend: Gott habe so wie kurzsichtige Menschengedanken es nöthig finden wollen, sein Wort darbieten und in Acht nehmen müssen. In der festen Ueberzeugung daß was sich wirklich als wahr ausweise nun und nimmer die wahren Interessen des Glaubens und der Kirche gefährden könne, forderte er von dem Schriftforscher den Muth, der ohne Scheu und Bangen dem wirklichen Sachverhalt auf den Grund geht, aber auch die ernste Gewissenhaftigkeit und die Selbstverleugnung, welche aus der Ueberzeugung entspringt daß die Wahrheit, insonderheit die höchste, göttliche Dinge betreffende, als ein Heiligthum zu achten und zu wahren ist. — So übte er zwar die freieste, an keine Autorität der Ueberlieferuug und keine in der Kirche herrschende dogmatische Anschauungen sich bindende Kritik, nicht nur wo es sich darum handelte die Textbeschaffenheit und die Entstehungsweise der alttest. Schriften zu ermitteln, sondern auch in der Herausstellung des Thatsächlichen aus der in den alttest. Geschichtsbüchern niedergelegten Ueberlieferung. — Aber er fühlte sich innerlichst geschieden von der Kritik, die ihm auf dem neutest. Gebiet seit dem Erscheinen des Strauß'schen Lebens Jesu (1835) vor Augen trat; wenn ihm auch die „Geradheit", die er in diesem Buche fand, wohlgefiel (von der er jedoch sagt: sie koste den wenig, der — wie Str. von sich sage, ohne alle „religiösen Vorurtheile", von denen er schon in früher Jugend frei geworden, an eine solche Arbeit gehe), so fand

er doch darin „einen Geist wilder und feindseliger Skepsis“, welche jede Rücksicht entschlossen bei Seite werfend, und alle Schranken keck überspringend, „alles — auch das vor kurzem noch anerkannteste — wieder in Frage stelle und in Gährung versetze“. — Nicht minder war er aber auch ein entschiedener Gegner aller kritischen Einfälle und Machtsprüche, aller vorschnellen willkürlichen Combinationen und aller Hypothesensucht. Er fühlte wol auch das Bedürfniß nach einer positiven Kritik und einer durch sie zu gewinnenden klaren und sicheren Erkenntniß des Entwickelungsganges der israelitischen Religion, Literatur und Geschichte; aber er wollte bloße Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten von dem was wissenschaftlich beweisbar ist reinlich geschieden, jene nicht diesem gleichgestellt und gleich ihm als Fundament zum Weiterbau verwerthet, aber auch dieses nicht durch stets beigefügte „es scheint“, „wahrscheinlich“ u. dgl. zu dem Niveau jener heruntergesetzt sehen; er forderte daß man sich darüber klar werde, was sicher erkennbar ist, daß man die Grenzen sowol der erreichbaren, als unsrer dermaligen wissenschaftlichen Erkenntniß scharf ins Auge fasse, und die zu lösenden Aufgaben nicht durch luftige, aber durch scharfsinnige Combination und Gelehrsamkeit blendende Hypothesen verdecke. Darum mied er die Wege der neueren historisirenden Kritik, bei deren Hauptvertretern Ewald und besonders Hitzig er — so viel Anerkennung er ihnen auch sonst zollte — das der Alterthumsforschung so nöthige Gefühl der Unsicherheit des Bodens und der Schwierigkeit der Aufgabe zu vermissen glaubte. Dagegen hielt er den von De Wette eingeschlagenen Weg der sogen. negativen Kritik ein, d. h. der Kritik, die sich vorläufig damit begnügt den Entwicklungsgang der alttest. Literatur und der Geschichte Israels im Großen und Ganzen zu erkennen, im Einzelnen aber vielfach noch bei negativen Resultaten stehen bleibt. Er that dies nicht, wie man ihm vorgeworfen hat, aus einer „vom verneinenden Geiste getriebenen Zweifelsucht“, sondern in dem gewissenhaften Streben nicht mehr zu behaupten als sich beweisen läßt, und um nachdrücklich die Grenzen der bis jetzt gewonnenen ächt wissenschaftlichen Erkenntniß bemerklich zu machen.

Immer aufs neue und immer vollständiger hatte sich ihm auf dem Wege solcher kritischen Untersuchung der wirklichen Beschaffenheit und der Geschichte der Bibel bewährt, „daß das Wort Gottes in der Schrift wirklich in die menschliche Entwickelung eingegangen,

und weder von den damit verbundenen Zufällen, Veränderungen und Verderbnissen, noch von sonstigen den menschlichen Schriften anklebenden Mängeln frei geblieben ist"; und zwar nicht nur in ihrer Außenseite — der Sprache und Schrift — sondern auch in dem Text und dem Inhalte selbst. Er erkannte an, daß „auch der Inhalt im einzelnen nicht frei von Widersprüchen, Ungenauigkeiten und Irrthümern sei: sowol in der Geschichte — selbst im heiligsten Gebiet derselben, der Geschichte des Heilandes, als in den religiösen Vorstellungen und der Lehre; ja daß die Männer Gottes selbst in Ausübung ihres heiligen Berufes vor dem allgemeinen Loose menschlicher und volksthümlicher Leidenschaft und Befangenheit nicht ganz bewahrt geblieben seien, nur denjenigen ausgenommen der ohne Sünde gewesen, und dessen Bild allein in reiner Göttlichkeit durch die unvollkommene schriftliche Hülle hindurchstrahle." In der alttest. Geschichtserzählung insbesondere erkannte er unbedenklich sagenhafte und mythische Bestandtheile an, und suchte überall den wirklichen Charakter von Personen und Begebenheiten und den pragmatischen Zusammenhang der letzteren, manchmal im Gegensatz zu der Auffassung späterer den Begebenheiten fern stehender Erzähler zu ermitteln.

Daß nun aber die Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung in nicht geringem Maaße gefahrdrohend für das göttliche Ansehen der Schrift erscheinen und dadurch das religiöse Gefühl zu verletzen und zu beängstigen geeignet sind, konnte er sich weder verhehlen, noch — ohne seine eigene innerste und heiligste Ueberzeugung zu verleugnen — darum unbekümmert sein. Von vornherein gestand er zwar offen zu, daß jene Ergebnisse „mit der altdogmatischen und in der Kirche hergebrachten Ansicht von göttlicher Offenbarung und besonders Eingebung (Inspiration) der h. Schrift nicht vereinbar" seien. Er hatte dabei die mit strenger Consequenz ausgebildete Inspirationslehre der altprotestantischen Orthodoxie im Sinne, nach welcher „das Wort Gottes von dem zum Träger und Boten desselben erkorenen Menschengeiste nur mechanisch aufgefaßt und wiedergegeben werden kann, nur wie durch einen Kanal unverändert durch denselben hindurchgeht, aber keine organische Verbindung damit eingeht", nach welcher darum die h. Schrift überhaupt keine menschliche, der Entwickelung und Veränderung ausgesetzte, sondern nur eine göttliche Natur haben kann. So pflegte er denn auch die

Männer, welche als Vertheidiger der kirchlichen Betrachtungsweise der h. Schrift auftraten, daran zu erinnern daß mit den Zugeständnissen, welche auch ihre entschlossensten Vorkämpfer der Kritik zu machen sich gezwungen sähen, schon das Aufgeben der in sich einheitlichen, durchaus consequenten „altdogmatischen" Inspirationslehre verbunden sei. — Er war aber auch dessen zuversichtlich gewiß daß mit der letzteren das göttliche Ansehen der h. Schrift mit nichten hinsinke, so anders nur der Glaube an den lebendigen Gott d. h. an den Gott der Offenbarung und des Heiles fest stehe. — Gott hat — so führte er S. 23 ff. aus — zunächst allen Menschen in Vernunft und Gewissen — „worin wir einen Funken des göttlichen Geistes besitzen" — einen unvertilgbaren Trieb zu ihm hin eingepflanzt, und bei keinem Volk sich ganz unbezeugt gelassen (allgemeine, natürliche Offenbarung); er hat aber auch „ein Reich Gottes auf Erden in einem bestimmten, von ihm erkorenen Volke gegründet, als engeren Kreis seiner Offenbarungen und Schauplatz seiner näheren Wirksamkeit an den Menschen: um sich dadurch ein heiliges Volk zu erziehen und mit Heilsideen für die ganze Menschheit zu befruchten, das einst wie ein Sauerteig die ganze Masse durchdringen sollte, und aus dem zu seiner Zeit ein großes Panier der Bekehrung und Versöhnung sich erhob, das alle Völker der Erde um sich zu sammeln und zu ihrem Gott zurückzuführen die Bestimmung und Verheißung hat." Diese besondere Offenbarung Gottes ist zwar nach seiner Ueberzeugung in der Weise gegeben worden, daß man überall den Pragmatismus eines ächt menschlichen Entwickelungsganges verfolgen, und sofern es sich um religiöse Erkenntnisse handelt eine ebenfalls ächt menschliche, den psychologischen Gesetzen entsprechende, organisch-genetische Entwickelung wahrnimmt; aber ihrem letzten Ursprung nach ist sie, als fortgehende Offenbarungsthätigkeit des lebendigen Gottes, eine übernatürliche, was aber im Ganzen und auf jedem einzelnen Punkte nicht der Verstand, der nur das nächste, die sichtbaren Ursachen, den natürlichen, rein menschlichen Zusammenhang, sondern nur der Glaube, als das Organ und Vermögen für die unsichtbaren geistlichen oder göttlichen Dinge, zu erkennen und anzuerkennen vermag. — In dem Verhältniß der heiligen Schriften zu dieser besonderen Offenbarung erkannte er den Grund ihrer religiösen Bedeutung und ihres göttlichen Ansehens. Sie sind heilige Schriften „nicht weil sie mit

übermenschlichen Kräften und durch eine besondere That Gottes geschrieben worden, sondern weil sie aus einem heiligen Volk und göttlichen Offenbarungskreis stammen, und von den Thaten Gottes und der Wirksamkeit des göttlichen Geistes in seinem Reiche Zeugniß geben, und selbst Wirkungen dieses Geistes sind; alle getragen von dem großen Bewußtsein des heiligen Berufes und der weltgeschichtlichen Stellung und Bestimmung dieses Volkes, aber jedes nach der besonderen zeitlichen und persönlichen Entwickelungsstufe dieses Bewußtseins, und mit den mannigfachen Schattirungen und Farben, in denen sich die große Idee in den einzelnen Verfassern, wie in den verschiedenen Gottesmännern, wovon sie uns erzählen, abspiegelte." Das Schlußresultat spricht H. in dem Satze aus: „Die heiligen Schriften sind ihrem Buchstaben, d. i. ihrem äußeren natürlichen Ursprung und Zusammenhang nach (κατὰ σάρκα) menschliche, jüdische Schriften; aber dem Geiste oder ihrer inneren göttlichen Natur nach (κατὰ πνεῦμα) göttliche heilige Schriften. Jenes für die natürliche menschliche Ansicht oder den Verstand; dieses für die geistliche göttliche Ansicht oder den Glauben. Jene Seite ist die der Geschichte und Entwickelung unterworfene, und sonach der geschichtlichen Forschung und Kritik anheimfallende zeitliche Schale: diese der ewige durch keine Kritik zerstörbare Kern dieser Schriften." — Es mag noch ausdrücklich daran erinnert werden, daß diesen und andern Ausführungen H.'s über die Offenbarung und die h. Schrift nur der gerecht werden kann, welcher dabei die psychologischen und religionsphilosophischen Anschauungen, die H. mit Fries und De Wette theilte, gebürend in Rechnung bringt, was z. B. von denen nicht geschehen ist, welche ihm den Glauben an einen übernatürlichen Charakter der Offenbarung absprechen wollten. — Später hat H. in der Abhandlung: „Noch ein Wort über den Begriff der sogenannten biblischen Einleitung"*), in welcher er seine Auffassung dieser Disciplin gegen die von Baur und Holtzmann erhobenen Einwendungen vertheidigte, den Begriff der Offenbarung so formulirt: sie sei „eine göttliche Wirksamkeit in Wort und That an dem erwählten heiligen Volke, oder die Erziehung desselben zu seiner weltgeschichtlichen Bestimmung zum Besten der Menschheit durch das Wort begeisterter Gottesmänner

*) Studien und Kritiken J. 1861 H. 1.

(Propheten) wie durch eigenthümliche Institutionen und Führungen." — Mit besonderer Plerophorie pflegte er in den Eingangsvorlesungen zur Alttest. Literaturgeschichte und in seinen Vorlesungen über den Prophetismus seine Ueberzeugung von der geschichtlichen Realität der Gottesoffenbarung des alten Bundes zu entwickeln. Aber auch in den exegetischen Vorlesungen, besonders auch in derjenigen, in welcher seine historisch-kritische Betrachtung am meisten sich geltend machte, der Vorlesung über die Genesis, behielt er die Aufgabe im Auge den Offenbarungscharakter der alttest. Religion und die ewige Bedeutung des alttest. Gotteswortes ins Licht zu stellen.

Nach dem am 23ten October 1842 erfolgten Tode von Gesenius, faßte man in Halle für die erledigte Stelle H. in's Auge. In vorläufigen Privatverhandlungen mit seinem ehemaligen Collegen Müller erklärte er sich geneigt einem etwaigen Rufe Folge zu leisten. Das herrlich gelegene Marburg war zwar sein heimathlicher Boden; in alle dortigen Verhältnisse eingelebt stand er zugleich im angenehmsten Verkehr mit Verwandten und Freunden; auch des fast täglichen Umgangs mit seinem Freunde Bickell, der Ende 1841 zum Direktor des Obergerichts in Marburg ernannt worden war, durfte er sich wieder erfreuen; überdies glaubte er auch manche Anzeichen einer günstigeren Gestaltung der politischen Verhältnisse in Hessen wahrzunehmen. Dagegen fühlte er sich in der theologischen Facultät, seit auch Kling im Herbst 1842, einem Rufe nach Bonn folgend, ausgeschieden war, etwas vereinsamt; auch sonst war der Kreis der näher Befreundeten durch den gleichzeitigen Abgang Hermann's und Sengler's gelichtet worden. — Andrerseits war Preußen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. das Land der Hoffnungen H.'s und seiner gleichgesinnten Freunde. — Manche Erscheinungen freilich, wie die Expectorationen der Halleschen Jahrbücher, in denen zu seiner größten Entrüstung auch die edelsten und tüchtigsten Männer mit Koth beworfen, die sittlichen und religiösen Grundlagen aller wahren Volkswohlfahrt in frechem Uebermuth angetastet, und die heiligsten Ueberzeugungen ungescheut verhöhnt wurden, ließen ihn erkennen wie viel Fäulniß und Verderben auch dort zu finden sei. Und nicht blos das kecke Auftreten des jungen Deutschlands, auch andre weniger bedenklich erscheinende Symptome des hoch gestiegenen Einflusses Hegel'scher Anschauungen erfüllten ihn

mit Besorgniß, da er diese nur als die Ausgeburt der zuletzt allen lebendigen Glauben vernichtenden einseitigen Verstandesrichtung ansah. — Auf der entgegengesetzten Seite sah er die Interessen, welche auch ihm die theuersten waren, von den Hauptwortführern (besonders in der Evangelischen Kirchenzeitung) in einer Art verfochten, die er aufs entschiedenste mißbilligen mußte, und ihn schon damals künftige Conflicte mit solchen Eiferern voraussehen ließ. Aber trotz alledem hatten des neuen Königs bekannte Gesinnungen und sein rückhaltsloses Bekenntniß mit seinem Hause dem Herrn dienen zu wollen, in ihm, wie in so vielen andern, hohe Erwartungen und große Hoffnungen erregt. Wol bangte er manchmal dieselben möchten getäuscht werden, besonders in politischer Hinsicht; die bekannten Reden Friedrich Wilhelms bei den Huldigungsfeierlichkeiten waren nicht nach seinem Sinne; das Verbleiben von Rochow's in seinem Amte stellte die Hoffnung, daß durch Entwicklung der vorhandenen Verfassungsformen der Gemeingeist gestärkt und belebt werden würde, auf eine harte Probe; daß Dahlmann einem Geächteten gleich blieb, erregte die Besorgniß es möchte auch unter dem neuen Regiment die Furcht und der Widerwille vor kräftigen selbständigen Charakteren die gewohnte Herrschaft behaupten. Aber die Berufung zweier von den Göttinger Sieben, der Gebrüder Grimm, nach Berlin, und ganz besonders die im Frühjahr 1841 hinsichtlich der Provinciallandtage getroffenen Verfügungen, in welchen H. die dankenswertheste Erfüllung der königlichen Zusagen und eine Ueberbietung seiner Erwartungen erkannte, auch die etwa gleichzeitige Lösung des von der öffentlichen Meinung verurtheilten Handelsvertrags mit Holland, gaben auch den politischen Hoffnungen neue Nahrung. — Indeß alle diese und andre Erwägungen waren von untergeordneter Bedeutung gegenüber der Aussicht auf eine so große Erweiterung des Wirkungskreises, wie sie Halle erwarten ließ; im Hinblick hierauf sah H. einen Ruf nach Halle im Einverständniß mit seiner Gattin als einen Ruf der Pflicht an, dem er sich nicht entziehen dürfe.

Aber ehe der Ruf wirklich erfolgte wurde er im Januar 1843 von einer langwierigen Krankheit befallen. Schon im Sommer 1838 war er durch eine chronische Kehlkopfentzündung genöthigt gewesen seine Vorlesungen einzustellen; diesmal wurde er noch härter von einer Brustfellentzündung heimgesucht, verbunden mit Blutspeien,

das — nebst andern Nachwehen — so lange anhielt daß er erst gegen Ostern das Krankenlager verlassen konnte und noch geraume Zeit sehr geschwächt blieb. Nächst Gott dankte er seine Wiedergenesung der großen Treue, mit welcher ihn seine Gattin unausgesetzt bei Tag und bei Nacht gepflegt hatte. Während dieser Krankheit kam (am 24ten Febr.) die officielle Anfrage über die Hallesche Stelle an, die H. aber erst 3 Wochen später (am 18ten März), im Bette sitzend, beantworten konnte. In Folge übertriebener Gerüchte über seine Krankheit, die nach Berlin gedrungen waren, verzögerte sich die definitive Berufung bis zum 7ten Juni, der dann am 28ten Juni seine Ernennung folgte. Besonders erfreut war H. darüber, daß in dem Berufungsschreiben ausdrücklich seine freie historisch-kritische Richtung erwähnt und anerkannt war. Noch im Juni war die in Folge der Anstrengungen der Krankenpflege etwas verfrühte Entbindung seiner Gattin von ihrem sechsten Kinde eingetreten. Kaum wieder gekräftigt hatte sie auch vorzugsweise die Mühen und Sorgen der Uebersiedelung nach Halle zu tragen. Beide Gatten, so schwer ihnen auch der Abschied von Marburg und der Einzug in Halle ward, ahnten noch nicht welcher Prüfung sie in der neuen Heimath entgegengingen.

Dritter Abschnitt.

Das Leben und Wirken in Halle.

Halle, zumal in dem Zustand, in welchem es sich vor mehr als 20 Jahren befand, konnte mit Marburg verglichen hinsichtlich aller äußeren, auch der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse nur einen ungünstigen Eindruck auf einen neuen Ankömmling machen. Wer aber, wie H., vor allem in seiner nächsten Berufsthätigkeit seine Befriedigung sucht, dem bietet der große und schöne Wirkungskreis eines Halleschen Professors der Theologie reichen Ersatz für äußere Annehmlichkeiten auf die er verzichten mußte. Mit freudiger Erhebung blickte H. auf die Jugend aus allen Gauen Deutschlands, die in großer Zahl zu seinen Füßen saß. „Man fühlt sich — schrieb er — hier mehr als irgendwo als deutscher Professor, und gehoben von der regen Theilnahme an der Sache, die so viele allein hierhertreibt (denn äußere Annehmlichkeiten können keinen locken), und die auch meinen Vorlesungen nicht zu fehlen scheint." — Der Freude darüber sollte er sich indessen nicht lange hingeben. Kaum drei Monate nach der Uebersiedelung traf ihn der härteste Schlag, den es für ihn geben konnte: seine treue Gattin erlag am 12ten Januar 1844 einem Nervenfieber, das sie in Folge der übermäßigen Anstrengungen des verflossenen Jahres um die Zeit des Weihnachtsfestes befallen hatte, und H. stand nun mitten in einer ihm noch fremden Welt mit seinen sechs unmündigen Kindern — darunter ein Säugling — allein. Eine Schilderung des Gemüthszustandes, in welchen ihn diese Vernichtung seines häuslichen Glückes auf lange Zeit hinaus versetzte, wird man mir erlassen; er hat geschöpft aus der Quelle alles Trostes und aller Kraft, und hat das schwere Leid als Mann und Christ getragen; aber bis zu seinem eigenen Ende konnte der sonst so starke Mann der Entschlafenen nicht ge-

denken, ohne daß die tiefe Wunde in seinem Herzen neu aufbrach, und Thränen sein Auge füllten; und nie konnte er des Gedankens los werden daß sie das Opfer ihrer Verpflanzung nach Halle geworden sei. Das schmerzliche Gefühl der Vereinsamung im eigenen Hause und der trübe, drückende Gedanke an einen unmittelbaren ursächlichen Zusammenhang seines herben Verlustes mit seinem Entschusse den Ruf nach Halle anzunehmen, erschwerten es ihm natürlich sehr hier heimisch zu werden. Es kamen dazu noch mancherlei Enttäuschungen. Seine freilich nicht besonders zuversichtlichen politischen Hoffnungen zerrannen ihm bald ganz; er meinte den Enthusiasmus für Preußen könne man nicht leichter los werden als in Preußen selbst; der Boden sei hier überall unterhölt; einen kleinen Bruchtheil abgerechnet, gehöre das ganze gebildete Publikum zur Opposition, mit der leider auch die gegen das Christenthum verbunden sei; keine Regierung in Deutschland und auf dem Erdboden finde so viel Mißtrauen, Mißstimmung und Abneigung und so wenig Stütze unter ihren eigenen Dienern, als die preußische; ja gerade diese Menge öffentlicher Diener sei eben der Heerd und Mittelpunkt der ganzen Opposition, die sich auch bei jeder Gelegenheit so ungescheut Luft mache, daß man schon daraus die klägliche Ohnmacht der Regierung abnehmen könne. — Diese selbst aber führe eigentlich nur ein Papierregiment, und trage durch das Uebermaaß büreaukratischen Vielregierens und Reglementirens nach Kräften dazu bei, daß in den Behörden der lebendige Sinn für Recht und Gesetzlichkeit erstickt werde; denn diese wüßten sich damit zu helfen, daß sie den Schein der Beobachtung der vorgeschriebenen Formen wahrten, in Wirklichkeit aber auch die wichtigsten Dinge nach eigenem Belieben und eigener Bequemlichkeit zu erledigen möglich machten; so komme es daß während man sich im Ausland Preußen als einen Musterstaat von militärischer Ordnung denke, und während auch auf dem Papier alles in schönster Ordnung sei, die in der Nähe besehene Wirklichkeit das Bild grenzenloser Unordnung und Willkür darbiete. Auf gesunde Reformen sei, trotz des guten Willens des Königs, nicht zu hoffen, da man in das Getriebe des complicirten büreaukratischen Räderwerks nicht einzugreifen wage, und vor tausenderlei Bedenklichkeiten sich auch nicht zu der kleinsten wirklichen Reform entschließen könne. Vielmehr suche man die Opposition durch Scheinconcessionen zu begütigen bis es sich herausstellen werde, daß ein solches Regiment nur der

Revolution den Weg gebahnt habe. — Vollends wurde sein Vertrauen zu der preußischen Regierung zu nichte, als er bei Gelegenheit der lichtfreundlichen religiösen Volksversammlungen, mit manchem andren, wahrzunehmen glaubte daß dieselbe, um der immer gefährlicher gewordenen Opposition Stand halten zu können, durch Preißgebung des kirchlichen Gebietes die Gemüther von den politischen Dingen abzulenken suche. — Aber auch in seiner Berufsstellung hatte H. über manche Enttäuschungen zu klagen. Bei seinem lebhaften Trieb sich an den Angelegenheiten des akademischen Gemeinwesens zu betheiligen empfand er schmerzlich die große Verkümmerung der corporativen Selbständigkeit der Universität. Sein hessischer Rechts- und Ordnungssinn fühlte sich durch die trotz aller Reglements der Bequemlichkeit des Einzelnen allzuviel Rechnung tragende, und einer sach- und zweckgemäßen collegialischen Berathung fast keinen Raum lassende Abmachung der Geschäfte verletzt; und im Bestreben es mit den bestehenden Vorschriften genau zu nehmen, erkannte und beklagte er doch lebhaft, daß diese viele zwecklose Schreiberei, viele nutzlosen Weitläufigkeiten und Umwege forderten, und die sachgemäße Erledigung wichtiger Angelegenheiten oft erschwerten und verzögerten. — Bald nach seinem Amtsantritt machte er zwar einen Versuch zunächst auf einem einzelnen, verhältnißmäßig untergeordneten, aber für sein Gewissen und sein Wahrheitsgefühl wichtigen Punkt eine Verbesserung herbeizuführen, wobei ihm nicht nur die Zustimmung des Senats, sondern auch das zuvorkommende, große Vertrauen, welches ihm der damalige Referent über Universitätssachen im Cultusministerium, Geheime Rath Eilers wiederholt bewies, sichere Aussicht auf Erfolg zu machen schien. Seit 1826 waren nämlich die akademischen Lehrer verpflichtet den Zuhörern Zeugnisse über den Besuch der angenommenen Vorlesungen in die Anmeldebücher zu schreiben. Dergleichen ist überall nicht ohne viel Unwahrheit abgegangen, war aber hier, wo in der Regel nur der kleinere Theil der Zuhörer dem Docenten näher bekannt werden kann, auch beim besten Willen nicht wahrheitsgemäß auszuführen. H.'s strenges Wahrheitsgefühl sträubte sich gegen die in diesen Zeugnissen liegende conventionelle Lüge. In einer ausführlichen Eingabe, die später auch gedruckt worden ist*), wies er die Nothwendigkeit

*) „Ueber das heutige akademische Zeugnißwesen, besonders auf den Preußischen Universitäten," in der akademischen Monatsschrift 1851, Februarheft.

und Möglichkeit einer Abhilfe nach. In Erwartung derselben suchte er einstweilen die Zeugnisse so gewissenhaft als möglich auszustellen, und lieber zu wenig als zu viel zu bezeugen. Je mehr aber sein Verfahren mit der herrschenden Sitte in Widerspruch trat, um so größer war die Mißstimmung darüber unter den Studirenden, die darin den Versuch sahen einen die akademische Freiheit beeinträchtigenden Zwang zum Besuch der Vorlesungen einzuführen. Es kam gerade um die Zeit der tödtlichen Erkrankung seiner edlen Gattin zu einer öffentlichen Demonstration, an welcher sich übrigens nur wenige von seinen Zuhörern betheiligten; empfindlicher waren die Nachwirkungen, die besonders im nächsten Wintersemester (1844/45) in auffallend geringer Betheiligung an seinen Vorlesungen an den Tag traten; und da der Besuch der Vorlesungen, besonders der exegetischen, in Halle auch viel weniger regelmäßig war, als in Marburg, so schien es eine Zeitlang, als ob ihm auch noch das Einzige, was ihm in seiner neuen Stellung und seiner Vereinsamung innere Befriedigung gewähren konnte, der umfangreiche und lohnende Wirkungskreis, großentheils in Folge dieses Conflictes verloren gehen sollte. — Indessen zeigte es sich vom nächstfolgenden Wintersemester an immer mehr, daß jene Mißstimmung keine nachhaltige war, indem der Zuhörerkreis sich zusehends erweiterte. — Auf den Erfolg seiner Eingabe aber wartete H. vergeblich. Der manches Gewissen beschwerende Nothstand kam zwar im J. 1848 bei der Berathung über Reform des Universitätswesens wieder zur Sprache. Aber erst in neuester Zeit, im letzten Lebensjahre H.'s, ist endlich durch den gegenwärtigen Herrn Cultusminister die lang erwartete Abhilfe wirklich erfolgt. — Jene Erfahrung und manche ähnliche Wahrnehmungen bestimmten H., da er weder seine Grundsätze bei Seite setzen, noch erfolglos gegen den Strom schwimmen wollte, sich von der Betheiligung an den Universitätsangelegenheiten mehr zurückzuziehen; er beschränkte sich fortan darauf sich die eifrige Wahrung der ihm durch seine Berufsstellung unmittelbar nahe gelegten Interessen und die gewissenhafte Erfüllung der Verpflichtungen, welche ihm als Mitglied der Facultät und zeitenweise des Senats oblagen, angelegen sein zu lassen, wobei er sich stets als ein strenger Hüter der Ordnung und eines geregelten Geschäftsgangs erwies. Nur als im J. 1848 die Berufung einer Conferenz von Universitätsabgeordneten nach Berlin, um über Reformen in der

Verfassung und Verwaltung der Preußischen Universitäten zu berathen, neue Hoffnungen in ihm geweckt hatte, versuchte er es noch einmal in einem Gutachten über die Beschlüsse jener Conferenz*) das was er für die gedeihliche Entwickelung der Universitäten für heilsam hielt, geltend zu machen, durfte sich aber ebensowenig als früher irgend welchen Erfolges erfreuen.

Seine Hauptkraft widmete er nun in noch höherem Maaße, als bisher, seiner akademischen Lehrthätigkeit, in dem lebhaften Gefühl daß der Umfang und die Bedeutung des hallischen Wirkungskreises eine besonders sorgfältige Vorbereitung auf die Vorlesungen erfordere. Zu den Vorlesungen kamen noch die Uebungen im alttestamentlichen Seminare, eine Menge von Decanats-, Freitisch- und Candidatenexamina und der Privatverkehr mit einer nicht geringen Zahl von empfohlenen oder ihm sonst näher getretenen Studenten. — Schreiber dieses, selbst ein Zuhörer und Schüler H.'s darf wol hier ein Wort über den Eindruck und Erfolg seiner akademischen Wirksamkeit einflechten. — Sein Vortrag hatte äußerlich nichts anziehendes; er mußte oft mit dem Ausdruck ringen, und manchmal gelang es ihm erst nach wiederholten Versuchen das rechte Wort zu finden. Zum eigentlichen Redefluß kam es selten; meist behielt die Rede etwas zerstückeltes und zerhacktes. Und doch wußte er seine Zuhörer, wenn ihnen anders das Interesse für die Sache nicht fehlte, in hohem Maaße zu fesseln. — Von Jugend auf Autodidakt pflegte er, wie bei literärischen Arbeiten, so auch bei Ausarbeitung seiner Vorlesungen erst wenn seine Quellenforschung ihm ein Resultat ergeben hatte, zu vergleichen was andere neuere über den betreffenden Gegenstand geschrieben hatten. So gewann er immer manche neue Ergebnisse oder Verbesserungen und sicherere Begründungen der von andern gewonnenen. Doch kam es natürlich auch vor daß er neue Entdeckungen gemacht zu haben glaubte, die er hinterher schon bei andern fand; in solchen Fällen pflegte er mit einer fast pedantischen Gerechtigkeit gegen seine Vorgänger dem ersten Entdecker die ihm gebürende Ehre zu geben. Gerade dies Verfahren hatte nun für ihn selbst und für seine Vorlesungen den Vortheil, daß seinen Ueber-

*) Gutachten über die Beschlüsse der Berliner Conferenz von Universitäts-abgeordneten zur Berathung von Reformen in der Verfassung und Verwaltung der Preußischen Universitäten. Akademische Monatsschrift 1850 August u. Septemberheft; nebst Nachtrag im Januarheft 1851.

zeugungen und Lehren der Reiz und die Kraft des Selbsterarbeiteten, Selbstgefundenen in hohem Maaße eigen war. Der Zuhörer hatte immer den Eindruck daß ihm nichts blos aus Büchern zusammengetragenes geboten wurde, daß vielmehr was H. vortrug auf der soliden Grundlage gründlicher und umfassender eigener Forschung ruhe, zumal er seine Behauptungen immer bündig und das Entscheidende heraushebend begründete, und entweder seine wohlbegründeten Ansichten ohne Schwanken und Unsicherheit fest und bestimmt aussprach oder unumwunden erklärte, dieser oder jener Punkt bedürfe noch näherer Untersuchung.

Ueberwiegend trat in seinen Vorlesungen das philologische und das kritische Interesse hervor, da es ihm zunächst darum zu thun war eine feste, wissenschaftliche Grundlage zu legen. Mancher seiner Zuhörer ist dadurch beunruhigt und abgestoßen worden. Wer aber seine Vorlesungen mit Ausdauer besuchte und sich die Mühe gab seine Anschauungen näher kennen zu lernen, der wurde über die Anstöße wieder hinausgehoben und kam zu der Ueberzeugung daß H.'s scharfe Kritik doch nur dazu dienen sollte das was Gottes Geist inmitten des israelitischen Volkes geschaffen und gewirkt hat, in das helle Licht gesicherter geschichtlicher Erkenntniß zu stellen. Die ungünstigen Urtheile über seine Lehrwirksamkeit sind meist von solchen ausgegangen, die seine Vorlesungen nur stückweise hörten, und in den Kern seiner alttest. Anschauungen nicht eingedrungen sind.

Den größten Dank waren ihm jederzeit die Mitglieder des alttest. Seminares schuldig. Eifrig verfolgte er hier das Ziel solche die sich eingehender mit dem A. T. beschäftigen wollten an eine richtige Methode der exegetischen und kritischen Untersuchung zu gewöhnen, und zu selbständiger Forschung anzuregen. Strebsamere Zöglinge des Seminars pflegte er dann wol auch an seinen eigenen Forschungen zu betheiligen. — Auch im geselligen Verkehr hat seine Geradheit, sein strenges Halten auf Recht und Wahrheit, seine abgesagte Feindschaft gegen alle Phrasen und allen Schein auf manchen Studirenden einen überaus heilsamen Einfluß geübt.

Neben dem Berufe nahm die ihm nun allein obliegende Aufgabe der Erziehung seiner Kinder seine Zeit und angelegentliche Sorge in Anspruch. Sie jammerten ihn ob des Verlustes ihrer treuen Mutter um so mehr, da es ihm, trotz aller Bemühungen, lange Zeit nicht gelang eine der Aufgabe gewachsene, mütterlich gesinnte Erzieherin und Lei-

terin seines verwaisten Haushalts zu gewinnen. So viel es ihm seine Berufsaufgaben nur immer zuließen nahm er sich darum selbst ihrer an, und fand in der Beschäftigung mit ihnen manche Erheiterung. In der Erziehung wußte er mit Festigkeit und Strenge Gewährung voller Freiheit für die individuelle Entwickelung zu vereinigen. Die Einhaltung einer festen Hausordnung, namentlich auch im häuslichen Gottesdienste, das strenge Halten auf Beobachtung der Schulordnungen und die Gewöhnung an regelmäßige Betheiligung am kirchlichen Gottesdienste galten ihm als besonders wirsame Erziehungsmittel. An Sonntagen und in den Ferien waren ihm neben der Nachmittagsstunde, in der er sich am Clavier meist an geistlicher Musik zu erquicken pflegte, die Spaziergänge mit seinen Kindern die liebste Erholung. — Zwar hatte er im Juni 1846 den neuen Schmerz, sein jüngstes Töchterchen der Mutter in die ewige Heimath folgen zu sehen. Aber doch war allmälig im Verkehr mit den übrigen, gesund und fröhlich sich entwickelnden Kindern wieder mehr Lebensfreudigkeit und Heiterkeit bei ihm eingekehrt. Auch fühlte er sich in Halle etwas heimischer seit er neben seinem Freunde Müller noch einige Männer unter den Collegen und in andern Berufskreisen gefunden hatte, mit denen er in vertraulicherem Austausche verkehren konnte. In ihrem Kreise konnte er sich mit der Zeit auch wieder einer ungezwungenen Fröhlichkeit überlassen, zumal an seinem eigenen gastlichen Tische, nachdem er Gott wie für Speis und Trank, so auch für die von ihm geschenkte „Stunde fröhlicher Gemeinschaft" gedankt hatte. —

In seinen vertrauten Briefen tritt recht augenfällig hervor wie die Knüpfung eines neuen, ihm überaus werthen Freundschaftsbundes den Wendepunkt bezeichnet, von welchem an sein lange umdüstertes Gemüth sich dauernd wieder aufheiterte und die Lebensfreudigkeit in ihm wieder erwachte. Die Vermählungsfeier seines Bruders Wilhelm mit der Tochter Friedrich Mallet's führte ihn im Mai 1845 nach Bremen, und dieses frohe Familienfest brachte auch ihm einen über alles Erwarten reichen Lebensgewinn in der dauernden freundschaftlichen Verbindung mit diesem von Liebe überfließenden, von Geist und Leben sprudelnden Manne, dem in ganz ungewöhnlichem Maaße die Gabe verliehen war den Frieden und die Freudigkeit seines warmen, vollen, in seinem Gott und Heilande fröhlichen Herzens seiner Umgebung mitzutheilen. —

Die Verbindung mit Mallet gab H. auch, als er im Herbst 1846 unter seinem gastlichen Dache weilte, Anlaß nach längerem Schweigen seine Stimme in einem die gesammte evangelische Kirche aufregenden Streite wieder hören zu lassen. Seine lebhafte Theilnahme an den das Leben der Kirche betreffenden Ereignissen hatte freilich auch in der Zwischenzeit nicht geruht. Den wahren Charakter der deutsch-katholischen Bewegung, die auch in Halle eine von hunderten (darunter viele Professoren, Geistliche und Studenten) unterschriebene, die evangelische Kirche brandmarkende Adresse an die Deutschkatholiken hervorrief, hatte er von Anfang an klar erkannt. „Gewiß — schrieb er im März 1845 — ist noch nie eine religiöse Umgestaltung, und namentlich unsre Reformation so kläglich parodirt worden als durch diese Komödien, die jetzt mit dem größten Ernste in ganz Deutschland aufgeführt werden. Was den Leuten dabei wirklich und ernstlich im Sinne liegt ist freilich klar genug: aber das ist keine religiöse Begeisterung oder religiöse Bedürfnisse, sondern eben nur der alte Wunsch der traurigen Ueberreste der christlichen Kirche, von denen man sich noch genirt fühlt, vollends los zu sein. Ich wünsche nur daß man den Leuten den Uebertritt zu dieser neuen katholischen Kirche frei ließe und erleichterte. Aber sie fühlen sich schon so stark daß sie auf den Besitz nicht verzichten werden und die Revolution in der Kirche sebst zu machen hoffen; und daß dagegen der Arm der Regierung kein sicherer Schutz ist, wenn das Gefühl der Majorität stärker hervortritt, lehrt die Erfahrung. Das sind die Folgen der Staatskirche". — So bestimmt er volle Freiheit zum Aus- und Uebertritt und für die Constituirung der neuen Kirche, die gerade die Freiheit am wenigsten werde vertragen können, forderte, so entrüstet war er, wie schon gelegentlich bemerkt worden ist, über die anscheinende Begünstigung der lichtfreundlichen Volksversammlungen und Agitationen seitens der Regierung, und so scharf sprach er sich über die gutgemeinte, aber haltungslose und unfruchtbare Anordnung von theologischen Colloquien mit Wislicenus und den ausgetretenen Königsbergern aus. — Mit lebhaftem Interesse, wenn auch ohne große Hoffnungen, verfolgte er dagegen die Verhandlungen der in den ersten Monaten des J. 1846 nach Berlin zur Berathung über den Nothstand und die Verfassungsreform der gesammten deutsch-evangelischen Kirche berufenen Conferenz von Deputirten der protestantischen Regierungen, in der Bickell Chur-

hessen vertrat, und redlich das Seine that um den rechtlichen Bestand der evang. Kirche zu sichern; und ebenso die Verhandlungen der einige Monate später zusammengetretenen preußischen Generalsynode. Mit der Berufung der letzteren ohne daß zuvor ein solider Grund gelegt war, dem „Ausbau der Spitze der Pyramide, statt des Fundaments", und mit der „aristokratischen" Art ihrer Zusammensetzung war er zwar durchaus nicht einverstanden. Auch hatte er anfangs gegen die bekannte Nitzsch'sche Formel und ihre Annahme seitens der Synode große Bedenken; in der Meinung daß durch sie ein neues Bekenntniß aufgestellt, und an die Stelle der alten Symbole treten solle, fürchtete er sie werde zur großen Befriedigung der Altlutheraner die Verwirrung nur vermehren und den Riß noch größer machen; zu einer „klaren Stellung zu den symbolischen Büchern", die der Preußischen Kirche nach der durch die Art ihrer Einführung „verfehlten" Union am allernothwendigsten sei, könne man nur gelangen, wenn die verschiedenen Confessionen sich auf das gemeinsame Ursymbol der evangelischen Kirche, die Augsburger Confession, zurückziehen und alle Trennungssymbole außer Kraft setzen würden. Sein Urtheil wurde jedoch ein günstigeres und er erklärte sich von dem gewonnenen Resultat vorläufig befriedigt, als er erfuhr daß die Nitzsch'sche Formel die bisher gültigen Symbole keineswegs ersetzen, diese vielmehr in ihrer Kraft bleiben, jene aber nur eine disciplinarische Bedeutung für die Geistlichen der unirten Kirche haben, und das beiderlei Symbolen gemeinsame Fundamentale, worauf man sich unirt habe, aussprechen solle, auch daß der Vorschlag auf die Augsb. Conf. als gemeinsames Symbol zurückzugehen auf der Synode gemacht, aber an dem Widerstand der Reformirten gescheitert sei. Seine Ueberzeugung daß nur auf letzterem Wege die „bisher in der Luft schwebende" Union eine feste Grundlage gewinnen könne, gab er zwar nicht auf, beschied sich aber damit daß dieses Ziel nur durch eine später zu berufende Versammlung, die wirklich als Vertreterin der Kirche gelten und einen so wichtigen Schritt rechtskräftig thun könne, zu erreichen sei. —

Mit diesen Ansichten und Ueberzeugungen war H. jedoch nicht vor die Oeffentlichkeit getreten. Erst durch Mallet wurde er, wie bemerkt, wieder auf den kirchlichen Kampfplatz geführt. In der bekannten Krisis die für den Gustav-Adolfsverein durch die

Wahl Rupp's zum Abgeordneten des Königsberger Vereins für die Generalversammlung in Berlin eintrat, hatte sich Mallet in dem von ihm redigirten und meist auch geschriebenen Bremer Kirchenboten theils aus formell-rechtlichen Gründen, theils im Interesse der vollen Unabhängigkeit und Freiheit des Vereines gegen den Rupp ausschließenden Beschluß der Generalversammlung erklärt. Daß H. mit diesem Votum seines Freundes nicht einverstanden sein konnte, ist nach dem was wir früher von seinen Ansichten über Missionsvereine mitgetheilt haben, zu erwarten. Unter Mallets gastlichem Dache schrieb er sofort einen Gegenartikel, in welchem er, obschon damals noch gar nicht Mitglied des Gustav-Adolfvereines, das gute Recht der Generalversammlung zu ihrem Beschlusse vertheidigte, zugleich aber auch seine Ueberzeugung aussprach, die beiden, in dem Vereine vorhandenen grundverschiedenen Geistesrichtungen könnten unmöglich auf die Dauer zu gemeinsamer kirchlicher Arbeit „zusammengejocht" bleiben; es müsse zu einer Scheidung kommen. Auf Mallets Gegenrede antwortete er noch einmal mit einer eingehenden Erörterung der Rechtsfrage und überzeugender Darlegung der Gründe aus welchen der Gustav Adolfsverein den Glauben und das Bekenntniß nie vergessen oder hintansetzen könne und dürfe, wenn er ein religiöser und kirchlicher Verein bleiben wolle; zugleich benützte er diese Gelegenheit um sich öffentlich über seine Stellung zu dem Vereine, seine Aussichten für denselben und seine Anschauungen über die gesammte kirchliche Lage zu expectoriren. Er erklärte daß er bei aller auch durch die That bewährten Theilnahme für die Sache des Vereins, bei aller Anerkennung der hohen Bedeutung des Associationsprincips für die Belebung und Entwickelung der Kirche, und obschon er weder auf Correctheit der Lehre noch auf pietistische Losungsworte, sondern allein auf geistliche Gesinnung und lautre aufrichtige Frömmigkeit Gewicht legen könne, doch dem Vereine bisher nicht beigetreten sei, weil derselbe sich seiner Ueberzeugung nach nicht entschieden genug auf die Glaubensgrundlage der Kirche gestellt, durch Hereinziehung von Fürsten und Regierungen zu sehr einen officiellen Charakter angenommen und durch die geräuschvolle Art, wie man die Massen zusammentrommelte, gegründetes Mißtrauen erweckt, und der „lichtfreundlichen" Agitation eine willkommene Handhabe zur Verfolgung ihrer Zwecke dargeboten habe. Die letztere Strömung sei trotz der Gegenwirkung seitens des Centralvorstandes

und der Mehrheit der Deputirten schon so stark geworden, daß jetzt alles unaufhaltsam zu einer Entscheidung, einer Ausscheidung der unverträglichen Elemente hindränge. Der Gegensatz zwischen der kirchlichen und antikirchlichen Richtung sei ein so großer, auf den tiefsten Grund des Christenthums, ja aller Religion hinunterreichender und ein so klar bewußter geworden, daß fortan eine Vereinigung beider Parteien zu einem kirchlichen Zwecke innerlich unmöglich sei. Wie in seinem 16 Jahre zuvor geschriebenen Nachwort zu Bickells Schrift über die Reform der Kirchenverfassung machte er auch jetzt für die Macht des antikirchlichen Geistes vorzugsweise den „Staatskirchenbann" und das büreaukratische Kirchenregiment verantwortlich, und forderte aufs neue einerseits Emancipation der Kirche aus der Bevormundung durch die Staatsgewalt und der büreaukratischen Hierarchie des Consistorialregiments, Herstellung der Autonomie der Kirche und ihrer Gemeinden, andererseits Gewährung voller Freiheit zum Austritt aus der Landeskirche nnd voller Sektenfreiheit, die ein wahres Sicherheitsventil für die Kirche sei. Das allein sei das Heilmittel für die Schäden der Kirche und der Weg zu einem ehrlichen und dauernden Frieden. Erst wenn die Parteien sich hätten auseinandersetzen können, und ihr Kampf zu beiderseitiger Läuterung und gegenseitiger Duldung und Anerkennung geführt habe, könnten sie dann auch sich die Hand bieten zu einem Verein für einen gemeinsamen Zweck im Interesse der protestantischen Kirche Deutschlands. — Mit den letzten Ausführungen waren Saiten angeschlagen, die in Mallets Herzen aufs lebhafteste wiederklangen; und so wurde es ihm auch nicht zu schwer in dem streitig gewesenen Punkte sich als überwunden zu bekennen, und H. in der liebenswürdigsten Weise öffentlich Recht zu geben. Die ganze Verhandlung aber, in Mallets eigenem Blatte, dem Bremer Kirchenboten J. 1846 Nr. 34—38 und 43—46 geführt, und auch in einer besondern Schrift veröffentlicht*), ist als schönes Muster eines die Wahrheit in Liebe suchenden Streites zu empfehlen.

Den in dieser Schrift aufs neue geltend gemachten Ueberzeugungen H.'s von dem was der Kirche noth thue widersprach nichts

*) Die Krisis des Gustav-Adolph-Vereins und die Noth der protestantischen Kirche Deutschlands. Worte der Verständigung gewechselt zwischen Friedr. Mallet und Hermann Hupfeld. Halle 1847.

so sehr als das Verfahren der churhessischen Regierung, die durch Maaßregelungen und Policeigewalt die deutsch-katholische und lichtfreundliche Agitation niederzuhalten suchte. Es schmerzte H. tief, daß gerade sein liebes Heimathsland dadurch aufs übelste berüchtigt wurde; und am meisten daß sein langjähriger, treuer Freund Bickell jene Maaßregeln nicht nur billigte, sondern auch selbst stark daran betheiligt war. Mit Bangen und nicht ohne ihm die eindringlichsten Warnungen zuzurufen hatte er ihn im Juni 1846 in das Ministerium eintreten sehen; denn es war ihm schon bei einigen früheren Meinungsverschiedenheiten vorgekommen als ob derselbe in politischer Beziehung, bei aller strengen Gewissenhaftigkeit und männlichen Freimüthigkeit in Geltendmachung seiner Ueberzeugungen auch nach oben hin, doch gegen die Gefahr nicht hinreichend gewappnet sei, sich von seinem „monarchischen Princip" zum Einlenken in eine mehr in den Traditionen des Absolutismus und der Büreaukratie sich haltende Regierungsweise bestimmen zu lassen; und in kirchlicher Beziehung war bei Bickell schon seit längerer Zeit eine sich steigernde Hinneigung zu den in der Evangelischen Kirchenzeitung vertretenen Anschauungen, die ja gerade für theologisirende Juristen viel anziehendes haben, an den Tag getreten, ohne daß jedoch das herzliche gegenseitige Vertrauen der beiden Freunde und ihr lebhafter und rückhaltsloser Meinungsaustausch die geringste Beeinträchtigung erfahren hätte. — Nun war Bickell zwar in seinen Grundgesinnungen kein andrer geworden. Aber als Ministerialvorstand einer hartnäckigen und erbitterten Oppositionsmajorität gegenüberstehend, hielt er es in einer Zeit, wo an allen Fundamenten gerüttelt wurde, für seine Pflicht von der Regierungsgewalt jeden rechtlich zulässigen Gebrauch zu machen, um „unehrerbietige, feindlich gesinnte Angriffe gegen die Regierung", namentlich wenn sie von Staatsdienern ausgingen, zurückzuweisen und zu strafen, hinterlistige und gefährliche Agitatoren „durch die geeigneten Mittel unschädlich zu machen" und so, wo möglich, die drohende Revolutionsgefahr noch aufzuhalten. In Sachen der lichtfreundlichen Agitation war überdies noch sein redlicher Eifer für das Wohl der Kirche lebhaft betheiligt. So wirkte er denn — um an einen seiner Zeit vielberufenen Fall zu erinnern, — namentlich auch mit bei der Maaßregelung von Staatsdienern aller Art (neben Verwaltungsbeamten auch Lehrer und Advokaten), welche sich an der gegen das Verfahren der Regierung in der Dissi-

dentenangelegenheit gerichteten Hersfelder Adresse betheiligt hatten. Er mußte hiefür und für einige ähnliche Vorkommnisse in mehreren Briefen die herbste, schonungsloseste Kritik seines Freundes Hupfeld hinnehmen. Dieser sah, da überdies in einer die Motive jener Maaßregelungen darlegenden Publikation der Regierung den Staatsdienern das Recht sich an Petitionen und Adressen zu betheiligen dem Anschein nach überhaupt abgesprochen wurde, in dem Verfahren der hessischen Regierung — gewohnt alles auf Principien zurückzuführen — die Frucht eines Systems, das aus den Beamten blinde Werkzeuge der Regierung, ohne eigene Ueberzeugung, machen wolle, oder, wie er sich auch ausdrückte, die Anwendung von „Grundsätzen, die so entschieden undeutsch und welschen Ursprungs, und einem völlig gottlosen und destructiven Staatsbegriff ensprungen seien, wie er nur irgend etwas kenne"; und er bat und beschwor seinen Freund bei allem was ihm heilig sei, einmal einen hellen Blick auf seine Stellung und die Dinge um ihn her zu werfen, und die Augen zu öffnen über den Abgrund, an welchen ihn jene heillose Theorie geführt habe. — Es gelang den beiden Freunden trotz beiderseitiger angelegentlicher Bemühungen nicht sich über diese Differenz, die H. übrigens größer und tiefgreifender erschien als sie wirklich war, zu verständigen; aber so tiefschmerzlich dies auch für beide war und so sehr H. insbesondere „sehr gebrochenen Muthes" des Gefühls größerer Vereinsamung sich nicht erwehren konnte, so entstand dadurch doch kein Riß in dem alten Freundschaftsverhältniß; denn an dem Glauben und Vertrauen auf die unbestechliche Liebe des Freundes zu Wahrheit und Recht, auf seine Treue gegen das was ihm heilig war, und auf seine auch wo sie wehe that doch redlich das Beste des Andern suchende Freundestreue hielt der Eine wie der Andere unerschütterlich fest. Beide erhielten auch bald genug Gelegenheit dies Vertrauen zu rechtfertigen. Es war für H. eine wahre Herzerquickung als er in der Krisis, die der hessischen Verfassung bei Gelegenheit des Regierungswechsels gegen Ende des Jahres 1847 drohte, seinen Freund, trotz aller entgegenstehenden Gerüchte, mit gewohnter Gewissenhaftigkeit und Freimüthigkeit mannhaft für das gefährdete Recht des Landes eintreten sah. Um so tiefer schmerzte ihn die bald darauf erfolgte schwere Erkrankung Bickell's und ihres gemeinsamen Freundes Münscher und die erschütternde Nachricht daß zuerst letzterer und dann (am 26. Febr. 1848) auch Bickell in der

Kraft ihrer Jahre derselben erlegen seien. Wenige Wochen später aber mußte er eine gnädige Fügung Gottes darin erkennen, daß sie die Stürme der unaufhaltsam hereinbrechenden Revolution nicht mehr hatten erleben müssen.

Um die Zeit als H. zu seiner großen Bekümmerniß seinen Busenfreund einen Weg einschlagen sah, den er als einen verderblichen und gefährlichen ansah, fand er einigen Trost darin in dem ihm damals noch unbekannten Verfasser des „Deutschen Protestantismus" einem Glaubensgenossen im kirchlichen und politischen zu begegnen, wie er bisher noch keinen gefunden hatte, und es war ihm eine große Freude als er erfuhr daß dieses „Wort voll Zukunft" „ebenfalls von einem Hessenkinde" geschrieben sei. — Und während ihm die Zustände in seinem lieben Hessenlande ganz trostlos erschienen, erhielten seine Hoffnungen für die Kirche in seinem neuen preußischen Heimathsland wieder einige Nahrung. Die Beschlüsse der Generalsynode zwar — das stellte sich bald heraus — blieben vorläufig ohne weitere Folgen. Dagegen wurden in der Dissidentenangelegenheit durch das Preußische Toleranzedikt seine Wünsche früher und durchgreifender, als er es noch vor kurzem zu hoffen gewagt hatte, verwirklicht; nur noch etwas mehr Unterscheidung und Abstufung hatte er in demselben gewünscht; er zweifelte aber nicht daß dies Edikt in kurzem allgemeine Norm der Behandlung dieser Angelegenheit werden müsse. — Daneben machte er freilich auch die unerfreulichsten, gefahrdrohendsten Wahrnehmungen; er klagte daß er „wenig Hoffnung für eine gedeihliche Entwicklung auf der Grundlage des Rechts und der sittlichen und religiösen Ordnung" habe; und zwar zumeist darum weil er auf der conservativen Seite, wie auf der liberalen, so gar wenig Rechtsgefühl finde; jede Partei denke nur an die Vernichtung des Gegners; und um die Mittel sei man auf der einen Seite so wenig verlegen als auf der andern. Und doch wankten schon die Grundfesten der Europäischen Ordnung; es ziehe ein Sturm heran, der alles im Graus und Greuel der Revolution zu begraben drohe; der Dämon des Radikalismus erhebe schon überall aus der Tiefe sein scheusliches Angesicht. Das sei doch eine gewaltige Predigt des discite justitiam moniti, die man nicht unbeherzigt lassen sollte.

Als der Sturm wirklich hereingebrochen war, war H. unter der kleinen Zahl der wackern Männer, die furchtlos und entschlossen

auf den Kampfplatz traten um das Königthum und Gesetz und Recht gegen den Schwindelgeist der Revolution zu vertheidigen. Er kam dieser Bürgerpflicht, die er zugleich vom höchsten Gesichtspunkt aus als einen Prophetenberuf auffaßte, der dem Christen zustehe und dem er sich nicht entziehen dürfe, wie im engeren Kreise seiner persönlichen und amtlichen Wirksamkeit, so auch vor weiteren Kreisen in einer Reihe von politischen Aufsätzen und Zeitungsartikeln, für die er stets mit seinem Namen einstand, mannhaft nach. Sie erschienen theilweise in hiesigen Zeitungen, besonders aber in dem „Volksblatt für Stadt und Land", das um jene Zeit den Händen seines ersten Redakteurs (von Tippelskirch) entfallen, und von Herrn von Florencourt übernommen worden war, in welchem H. schon einige Jahre vor Ausbruch der Revolution „einen Ritter der Wahrheit und des Rechtes ohne Furcht und Tadel" erkannt zu haben glaubte und dessen politische Ueberzeugungen und Gesinnungen er damals für den seinigen wesentlich gleichartig hielt, während sich schon im Lauf des J. 1849 herausstellte, daß die von ihm nicht ganz unbemerkt gebliebene Verschiedenheit so überaus groß war, wie er es sich nicht hätte träumen lassen. — — — In der Revolution erkannte H. vor allem ein wohlverdientes Gericht Gottes, das über die Ungerechtigkeit der Völker, wie der Regierungen ergehe. Gott habe es vollzogen, indem er einen Schwindelgeist, einen Geist der Bethörung und Verblendung über das Volk, und der Rath- und Muthlosigkeit über die Regierungen ausgegossen habe. Gerade bei dem Preußischen Volke sei die Verblendung am unbegreiflichsten, und der begangene Frevel am unverantwortlichsten und fluchwürdigsten, da sein König nicht nur der gütigste und wohlmeinendste, sondern auch der geistvollste, großherzigste, edelste und deutschgesinnteste unter den derzeitigen Regenten sei, und zur Erfüllung der Hauptbedürfnisse und Aufgaben der Zeit — wie Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, Preßfreiheit, Lösung der kirchlichen Streitfragen — die ersten entschiedenen Schritte gethan, mit denen was anderwärts geschehen gar nicht zu vergleichen sei, auch seit Ausbruch der Pariser Revolution bis zum Morgen des 18. März alles was das Deutsche Herz nur begehren konnte verwilligt habe*). Aber bei allem Abscheu

*) Nach den Enthüllungen welche die im April 1848 in Hamburg erschienene Schrift: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV" über die der Revo-

vor der Gewaltthat und dem Frevel der Revolution, bei allem Ekel vor dem „Greuel und Unsinn", den er täglich sehen und hören mußte, und bei allem tiefen Ernst und schwerer Sorge im Hinblick auf das im Vollzug begriffene Gottesgericht sah H. die Bewegung doch auch nicht blos als eine nothwendige, sondern auch „als einen großen und heilsamen Moment in der Geschichte des Vaterlandes" an. „Es ist mir — schrieb er — als ob ich aus der engen schwülen Stubenluft unter Gottes freien Himmel in die frische Luft versetzt wäre; die Luft ist freilich scharf, ein Sturmwind, aber er reinigt unsre Athmosphäre von den vielen faulen Dünsten, zerbricht was morsch, bewährt und stählt was lebenskräftig ist...... Die Freiheit und Stärke der Bewegung stellt alle Dinge auf ihren natürlichen Schwerpunkt, die künstlichen Verhüllungen und Masken fallen; jeder zeigt sich in seiner wahren Gestalt; die Geister werden offenbar: die einen in ihrer ganzen Blöße, die andern in ihrer besseren Natur, jene ein Fluch, diese ein Segen des Vaterlandes. Die Kräfte sind geweckt und erhöht, im Guten wie im Bösen, und zeugen neben großen Greueln auch große und edle Thaten". Auf Grund solcher Betrachtungsweise wollte H. auch die Zeit genützt wissen um an Stelle des Morschen und Abgelebten neue, lebenskräftige Ordnungen zu schaffen und in gesunder Weise die berechtigten Wünsche der Nation zu erfüllen.

Die hiesige Universität durfte sich rühmen bald nach den traurigen Märztagen mit ihrem Beispiele vorangegangen zu sein in der

---

lution lange vorausgegangenen, erfolglosen Bemühungen des Königs gebracht hatte die Wünsche der Nation für die Einheit und Kraftentwicklung Deutschlands mittelst des Bundes und Bundestages zu erfüllen, schrieb H.: „Der König ist demnach das Opfer seines *Edelmuthes*: daß er seine guten Absichten für Deutschland nur durch den Bund verwirklichen wollte, und das Mittel an die öffentliche Meinung zu gehen, wodurch er sofort einer ungeheuern Popularität und des Gelingens sicher gewesen wäre, für den letzten Nothfall versparte! Wahrlich nie hat es einen edleren, deutschgesinnteren, sein Volk liebenderen Monarchen gegeben; aber nie ist einer für alles große was er gethan und erstrebt hat mit solchem *Undank* belohnt, nie so von seiner Zeit mißverstanden worden. Ein wahrer *Märtyrer auf dem Throne*! O wie wird Preußen, wird Deutschland einst zu spät erkennen was es an ihm gehabt, und zu bereuen haben daß es nicht auf seine Absichten eingegangen ist! Ein tiefer Schmerz ergreift mich, wenn ich sehe wie nahe Deutschland seinem Glück, der Erfüllung seiner alten Wünsche war, und nun durch seinen bösen Dämon in einen Strudel gerissen ist, aus dem es erst nach langer Irrfahrt, wenn je, sich retten wird."

Reihe von Adressen welche der Anhänglichkeit und Treue gegen den vielgeschmähten, tiefgekränkten König und der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines geachteten und starken Königthums für Preußen und für das ganze Deutsche Vaterland einen kräftigen Ausdruck gaben. Für seine Person veröffentlichte H. gleich darauf im Halleschen Courier eine am 12. April geschriebene eindringliche Mahnung an „unsre ernste Bürgerpflicht in der gegenwärtigen Krisis des Vaterlandes“, worin er namentlich auch das „verkehrte, aller Wahrheit und Vernunft Hohn sprechende Urtheil und Gerede“ als ob durch den 18. März Preußen und sein edler König den wohlbegründeten Anspruch und Beruf die Regeneration Deutschlands in die Hand zu nehmen, verscherzt hätte, (ein Gerede das gerade von Berlin ausgegangen, und dann in ganz Deutschland, selbst von wohlgesinnten und sonst verständigen Männern nachgesprochen worden war) mit allem Nachdruck bekämpfte, und eine Art „Bürgeraufgebot zum Kampf gegen den Schwindelgeist der Revolution“ durch männliches Wort und männliche Thaten, vor allem durch das Beispiel der Unterordnung und des Gehorsams gegen die Obrigkeit und die gesetzliche Ordnung ergehen ließ*). — Sodann mahnte er hohe wie niedere Behörden, mit schonungsloser Rüge ihrer Feigheit, aufs ernstlichste endlich ihrer obrigkeitlichen Pflicht nachzukommen; besonders forderte er von dem Ministerium daß ohne längeren Verzug das gekränkte Heer die ihm gebürende Genugthuung erhalte, und feierlich in die Residenz zurückkehre, der König wieder von seinen Garden umgeben, der durch rohe Pöbelgewalt vertriebene Thronerbe an die Seite des Königs zurückgerufen, die an revolutionäre Vor- und Nachparlamente verlorene Bundesgewalt wieder kräftig in die Hand genommen und die letzte Entscheidung über Deutschlands Geschicke der zuständigen Behörde vorbehalten werde**).

Denselben Ton schlug er, auch nachdem das muth- und haltungslose Ministerium den Angriffen der Nationalversammlung erlegen war, wiederholt an, namentlich auch in dem Entwurf einer Adresse an das neue Ministerium, den er mit zwei andern im Auftrag einer am 14. und 15. Juli in Magdeburg zusammengetretenen

*) Der Aufsatz ist in umgearbeiteter Fassung später auch im Volksblatt 1848 Nr. 44 veröffentlicht worden.

**) Volksblatt 1848 Nr. 41.

Versammlung des „Vereins für König und Vaterland" abgefaßt hatte, der aber in einer bald darauf in Halle abgehaltenen Versammlung als eine allzu „harte Rede" verworfen worden war*). — Aber auch die Losungen und Forderungen der die Zeitungen und Volksversammlungen beherrschenden Bewegungspartei suchte H. in das rechte Licht zu stellen, das Verwerfliche und Gefährliche auszuscheiden, den berechtigten Kern herauszuheben und das Seine dazu beizutragen daß, wo möglich, der Revolutionsschwindel einem nüchternen, wirklich heilsame und erreichbare Ziele ins Auge fassenden Reformtriebe Raum machen möge. So protestirte er im Interesse nicht nur der Kirche und des Staates, sondern auch der Gewissens- und Unterrichtsfreiheit aufs nachdrücklichste gegen die Forderung der Trennung von Kirche und Schule**). Ein andres mal geißelte er die thörichte und unheilvolle Bewunderung und Nachahmungslust für das schlechte Muster französischer pseudo-constitutioneller Staatseinrichtungen und prieß dagegen die Engländer als das beste Muster, das wir uns in politischen Dingen nehmen könnten; nur dürfe man beim Blick auf die Englische Verfassung nicht, wie gewöhnlich geschehe, nur nach der Spitze der Pyramide der Englischen Freiheit sehen, sondern auch auf ihren Unterbau, auf das mächtige Fundament von volksthümlichen Institutionen, Sitten und Gesinnungen, das sie trage und halte, und auf die starken sittlichen Triebfedern, die den Organismus bewegen, beleben und beständig verjüngen und vervollkommnen. In letzterer Beziehung erinnerte er namentlich daran daß die Freiheit nicht ein Geschenk sei, das die Fürsten ihren Völkern nur so in den Schooß schütten, oder an einem Christbaum bescheeren könnten; sie sei vielmehr eine Tugend; sie erfordere Liebe zum Vaterland, Anhänglichkeit an die gemeinsamen Güter und Institutionen, sowie an die Sitten und Ueberlieferungen der Nation, Gemeingeist, Unterordnung der eignen Interessen und Gelüste unter das Wohl des Ganzen, Gehorsam gegen das Gesetz, Achtung des Rechts und der Freiheit des Mitbürgers, was alles nicht ohne Sittenzucht und Gottesfurcht sein könne, die noch nie ein Volk aufgegeben habe ohne auch politisch zu Grunde zu gehen. Besonders sei auch den Deutschen, die darum politisch so wenig vor-

*) Volksblatt 1848 Nr. 53, 57 u. bes. Nr. 63.

**) Volksblatt 1848 Nr. 54.

wärts kämen, weil sie zu viel auf einmal wollten, das Vorbild der Selbstbeschränkung und Bescheidenheit zu empfehlen, womit die Engländer stets nur ein bestimmtes festes Ziel, die Verwirklichung eines einzigen großen Gedankens ins Auge fassen, und dann das Vorbild der Kraft und Beharrlichkeit womit sie es, ohne links oder rechts zu sehen, verfolgen*). — Ein Artikel, in welchem H. ein besonders beliebtes, zum zweitenmal aus Frankreich importirtes Institut die Bürgerwehr angetastet, ihre Unbrauchbarkeit und Unzuverlässigkeit zum Zweck der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung dargethan, und ihre wirkliche Bedeutung darein gesetzt hatte daß sie eine Drohung gegen die Regierung sein solle, brachte ihm nicht nur viele Anfeindung, sondern auch einen Conflict mit der Halleschen Bürgerwehr ein, die in einer unbedachten Stelle eine von H. nicht beabsichtigte Kränkung ihrer Ehre gefunden hatte. Der Conflict, der eine Zeit lang sehr bedenklich und gefahrdrohend schien, wurde jedoch durch die taktvolle Vermittlung des Commandeurs und durch in Zeitungen und mündlich in einer Bürgerwehrversammlung abgegebene Erklärungen H.'s in einer für beide Theile ehrenvollen Weise geschlichtet**). —

Den wahren Grund davon daß die Regierung sich bis in das Jahr 1849 hinein nicht zu einem entschiedenen Kampf gegen den Revolutionsschwindel ermannen konnte, fand H. darin daß es auch den meisten Bessergesinnten, und namentlich denen welche das Recht zu schützen und aufrecht zu erhalten berufen waren, der Regierung und ihren Beamten selbst an einem lebendigen und kräftigen Glauben an das Recht und seine Heiligkeit und Macht fehle. „Man glaubt nicht — schrieb er — an die Macht des Rechtes, die Kraft Gottes in dem Gewissen; man begreift nicht wie diese Kraft so große Dinge thun könne, die doch allein alle ernstliche Ordnung erhält und trägt, und ohne die sie keinen Augenblick bestehen könnte. Denn das Recht das ich meine ist nicht ein willkürliches Menschengemächte, sondern der lebendige Born aus dem alles Menschenrecht quillt, wie Luther sagt, ein göttliches Recht: nämlich das Zeugniß Gottes in dem Gewissen von dem Gesetz und der Ordnung Gottes, der Wiederschein der göttlichen Weltordnung

*) Volksblatt 1848 Nr. 55 u. 56.

**) Volksblatt 1848 Nr. 58 u. 62.

in den Menschen; der Glaube an seine Macht und die Heiligkeit des Rechts unter den Menschen ruht auf dem Glauben an Gott, an seine Gerechtigkeit, daß er seine Ordnungen handhabe unter den Menschen, und er sie nicht ungestraft brechen lasse. Darum heißt es: Recht muß doch Recht bleiben, und dem müssen alle frommen Herzen zufallen."*) — Auf Grund solcher lebhaften und tiefen Ueberzeugung von der religiösen Bedingtheit eines guten, entschlossenen und erfolgreichen Kampfes für Recht und Ordnung rief H. in seiner am Bußtag 1849 geschriebenen, eindringlichen „Mahnung an die Geistlichen" auch alle treuen Diener des Wortes zum offenen Kampf mit dem bösen Feinde auf, da jetzt die rechte Gelegenheit zu einem „guten Zeugniß" ihnen gegeben sei**). — Seine Hoffnung für die nächste Zukunft heftete sich aber doch nachgerade nur noch darauf, daß der König selbst „einen großen mannhaften Entschluß" fassen, und — wie es einem Könige von Preußen zukomme — entschiedener als je statt der Rathschläge einer schwankenden, zweideutigen, kurzsichtigen Politik allein die Grundsätze des Rechts und der Ehre befolgen und zur Geltung bringen werde***). In der preußischen Circularnote vom 23ten Januar 1849 hatte er das erste Zeichen der Ermannung Preußens begrüßt, sofern darin endlich den Regierungen ihre rechtliche Stellung gegenüber der Nationalversammlung vindicirt war; aber die Note war ihm doch ein Beweis, daß jener „rettende Entschluß" noch nicht gefaßt war; einmal weil die preußische Regierung ihre „bescheidenen Erinnerungen und Forderungen" der Nationalversammlung nur zur „reiflichen Erwägung" anheimgab, und sodann weil sie das Frankfurter Stichwort von dem „engeren Bundesstaat" innerhalb des alten weiteren Bundes aufgriff. „Einen Deutschen Bund ohne Oesterreich — schrieb er — kann ich nimmermehr für ein Reich Deutscher Nation, und am wenigsten für ein Kaiserthum erkennen ...... Ich weiß wol daß man die Zumuthung an die Politik nicht eigennützig zu sein sehr naiv finden wird, besonders an die Politik Preußens, das viele seiner falschen Freunde auf die Politik des Eroberns und Umsichgreifens anweisen wollen: dennoch wage ichs fest zu glauben und zu

*) Volksblatt 1849 Nr. 25.

**) Volksblatt 1849 Nr. 39.

***) Volksblatt 1849 Nr. 36 u. 37.

behaupten daß auch bei Staaten, deren Gesetz doch kein anderes sein kann als das göttliche, das für die einzelnen Menschen gilt, ehrlich am längsten währt, und daß namentlich für unsern König und das jetzige Preußen eine uneigennützige Politik, die Politik des Rechts und der Ehre auch die ersprießlichste und beste ist. Preußen steht so zu Deutschland, daß es sich nicht vorzudrängen, keine Ränke zu spinnen und „Politik" in dem gewöhnlichen Sinn zu machen, sondern nur ferner den graden Weg der Pflicht und Ehre zu gehen, sich im Innern kräftig und tüchtig auszubilden, und dem gemeinsamen Deutschen Vaterlande mit Treue zu dienen braucht, so fällt ihm alles zu was es nur begehren kann." — Größer war seine Freude, als sein Vertrauen zu dem Könige durch die Ablehnung der Kaiserkrone und die damit verbundene volle Wahrung des Rechts der Deutschen Fürsten, nicht nur hinsichtlich der Kaiserwahl, sondern auch der Verfassung in ihrem ganzen Umfange, gerechtfertigt worden war. Aber auch diese Freude wurde gedämpft durch die darauf folgende Erklärung der Regierung, in welcher diese sich immer noch an die schon wiederholt zurückgewiesene Vereinbarung mit der Nationalversammlung anklammerte und wieder auf die Idee eines engeren Bundesstaats zurückkam, mit der Erklärung der König sei entschlossen „dem ergangenen Rufe Folge leistend" an dessen Spitze zu treten. — Erst in der Erklärung der preußischen Regierung an die provisorische Centralgewalt und die Nationalversammlung vom 26sten und in der Circularnote vom 28sten April sah er den ernstlichen Anfang zur Erfüllung seiner Hoffnungen, indem darin die Kaiserwahl definitiv abgelehnt, die Unannehmbarkeit der Frankfurter Verfassung mit Einschluß der Grundrechte und des Wahlgesetzes rückhaltslos erklärt, die Regierungen zu einer gemeinsamen Berathung und Beschlußfassung über dieselbe durch in Berlin zusammentretende Bevollmächtigte eingeladen, und den der revolutionären Bewegung nicht gewachsenen Regierungen die etwa erforderliche und gewünschte Hülfe zugesagt wurde. H. forderte nun nur daß man nach diesem ersten Schritt auf der richtigen Bahn, unbekümmert um das ohne Grund gefürchtete „Gespenst" des in Zeitungen und rumorenden Volksversammlungen proklamirten Volkswillens, mit Kraft, Festigkeit und Entschlossenheit die nöthigen weiteren Maaßnahmen treffe, und da die ordentlichen Mittel nicht ausreichten zu außerordentlichen greife. Nachdem der preußische, hannöver-

sche und sächsische Landtag schon aufgelöst seien, müßten überhaupt alle gesetzgebenden Versammlungen bis zur Herstellung der Ordnung und Feststellung der Verfassung suspendirt werden; die Frankfurter Nationalversammlung sei ohne Verzug durch Rückberufung der Deputirten aufzulösen und das sogenannte Reichsministerium zu beseitigen. Auch müsse gegen Aufrührer, und zwar ganz besonders gegen solche die niedere und höhere, zum Theil die höchsten Staatsämter bekleideten, strengere Gerechtigkeit gehandhabt werden. Alles das könne aber nur dann zu einem glücklichen Ziele, zum Heile des Vaterlandes führen, „wenn man nicht eine absolute Gewalt und den früheren faulen Zustand der Dinge zurückzuführen, sondern nur das Recht, die wahre Freiheit und Wohlfahrt des Deutschen Volkes herzustellen und zu begründen bedacht sei, und alle wirklichen Rechte achte." Zu der Repression müsse eine positive, bauende Thätigkeit hinzukommen, die Vereinbarung der Regierungen in der Deutschen Verfassungsfrage, wobei der Verfassungsentwurf jedenfalls bedeutend gesichtet, und namentlich die die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft auflösenden Grundrechte beseitigt werden müßten. „Deutschland bedarf vorläufig zu seiner Vereinigung und Organisation nur wenige große Grundzüge einer verbesserten Bundesverfassung, worunter die dringendsten die materiellen sind, die Vereinbarung zu einem gemeinsamen Zoll-, Handels- und Verkehrssystem, nebst einigen andern" *).

Wie sehr sich H. in seinen auf die Berliner Conferenz Deutscher Regierungen vom Mai 1849 gesetzten Hoffnungen durch das schon nach wenigen Tagen hervorgetretene Ergebniß: das kleindeutsche Bündniß vom 26ten Mai mit der nur wenig purificirten Reichsverfassung, getäuscht fühlen, und wie tief ihn der weitere Verlauf der politischen Ereignisse, die Berufung des Erfurter Parlaments, die immer höher steigende Erbitterung zwischen Oestereich und Preußen, das Einrücken der preußischen Truppen in seinem hessischen Heimathslande und der drohende Bürgerkrieg schmerzen mußte, kann man sich denken. „Es war uns, schrieb er, noch viel schlimmeres und schmählicheres (als die traurigen Erfahrungen des J. 1848)

---

*) Volksblatt 1849 Nr. 41 u. 42.

aufgehoben: wir mußten, neben den letzten scheuslichen Zuckungen der Revolution in einigen Ländern, das noch viel traurigere Schauspiel erleben die Regierungen demselben Dämon verfallen, und eine noch viel längere Zeit als wir schon durch die Frankfurter Nationalversammlung verloren hatten, sich in verschiedenartigen einander durchkreuzenden Entwürfen und Experimenten, ohne Grundsatz, Ziel und Plan, wie ein steuerloses Schiff, von den Wellen widerstreitender Interessen und Leidenschaften hin- und hergeworfen, auf dem stürmischen Meer sich herumtreiben, und durch die zunehmende Entzweiung und Erbitterung am Ende bis zum offnen Ausbruch des Bürgerkriegs gedrängt zu sehen, der nur durch eine besondere Gnade Gottes noch verhütet wurde. Es war eine Zeit der schlimmsten Anarchie, einer schlimmeren als die von unten die wir 1848 durchgemacht hatten, einer Anarchie von oben; ...... ein Schauspiel der wahrhaft „tiefsten Erniedrigung Deutschlands", einer viel tiefern als jene unter einem fremden Zwingherrn, die es mit andern Völkern theilte: weil diese aus ihm selbst, aus seiner politischen Thorheit und inneren Auflösung kommt." Voll tiefen Schmerzes glaubte H. für diesen Jammer hauptsächlich die Regierung, die bisher am meisten für Deutschlands Einigung und Stärkung gethan und angestrebt hatte, und auf die stärker und allgemeiner als je alle Blicke und Hoffnungen für seine Zukunft gerichtet waren, die Preußische verantwortlich machen zu müssen; aber nicht blos die Regierung sondern auch das Preußische Volk, und zwar alle Parteien, auch die conservative, da alle der Politik der Regierung zugejauchzt hatten. Und so richtete er als endlich die Conferenz der rechtmäßigen Vertreter des Bundes in Dresden zusammentrat, und damit seine Hoffnung noch einmal auflebte, daß das schwierige Werk der Regeneration des Deutschen Bundes nunmehr auf rechtsbeständige Weise zur Ausführung kommen werde, einen Aufruf zu „redlicher Buße" an alle Parteien, und gab nochmals seiner Ueberzeugung einen kräftigen Ausdruck, daß Preußen nur durch eine rechtliche und uneigennützige Politik das bisher auf andern Wegen vergeblich verfolgte Ziel die ihm gebürende Stellung in Deutschland zu gewinnen erreichen könne*). — Aber seine Hoffnungen wurden abermals getäuscht: statt des bisherigen Irrwegs wurde der entge-

*) Volksblatt 1851 Nr. 18 u. 19.

gengesetzte eingeschlagen; jene Conferenzen brachten keine Regeneration, sondern eine Restauration des Bundes mit aller seiner politischen Misère, und leiteten eine Periode der Reaction ein, wie man sie vor kurzem nicht mehr für möglich gehalten hatte. —

In den Jahren der politischen Bewegung waren von verschiedenen Seiten aus auch neue Anläufe gemacht worden um für den Nothstand der evangelischen Kirche die lang ersehnte Abhilfe zu erringen. Auch an diesen Bestrebungen nahm H. fortwährend thätigen Antheil. Zunächst veranlaßte ihn der von dem Cultusministerium im April 1848 veröffentlichte Entwurf zu einer Verordnung: die Berufung einer evangelischen Landessynode betreffend zu einer in Gemeinschaft mit drei andern Mitgliedern der Facultät (Dr. Herzog, Dr. Müller, Dr. Tholuck) abgegebenen öffentlichen Erklärung. Es ist darin zunächst die Forderung begründet, daß die active und passive Wahlfähigkeit, für die in dem Entwurfe keinerlei kirchliche Qualification erfordert war, an die in der rheinisch-westphälischen Kirchenordnung festgesetzten Bedingungen geknüpft werde, die passive also an die einer fleißigen Theilnahme an dem Gottesdienste und dem heiligen Abendmahle. Ferner wird anstatt des beabsichtigten künstlich gemachten und ganz ungeschichtlichen Uebergewichts der weltlichen Mitglieder der Landessynode über die geistlichen (auf 3 Kreise ein weltliches, auf 4 ein geistliches Mitglied) eine ungefähre Gleichstellung des numerischen Verhältnisses derselben gefordert, und die Nothwendigkeit einige gelehrte Kenner des Kirchenrechts in die Synode zu berufen hervorgehoben. Nachdrücklich wird dann das in dem Entwurf so gut als ganz ignorirte Recht des Landesherrn als Inhabers der Kirchengewalt, das zugleich eine Pflicht gegen die Kirche sei, gewahrt und vor jeder Ausgestaltung der Kirchenverfassung, die nicht durch dessen freie Zustimmung und ausdrückliche Abtretung der bisher allein besessenen Rechte sanctionirt sei, als vor einem revolutionären Rechtsbruch gewarnt. Endlich aber wird auf die große Gefahr hingewiesen, in welche eine vorschnelle Berufung der Synode mitten in der damaligen Gährung und Umwälzung aller Verhältnisse und Begriffe und bei dem Mangel einer feststehenden Staatsverfassung die Kirche stürzen müsse, und die Erklärung abgegeben daß es viel zweckmäßiger gewesen wäre, erst die in den westlichen Provinzen schon vorhandenen Grundlagen der unteren synodalen Institutionen auch in den östlichen Provinzen

zu legen und sie eine Zeit lang wirksam sein zu lassen, ehe man sich zu dem gewagten Versuch einer constituirenden Landessynode aus den verschiedenartigsten und einander widerstrebendsten Elementen entschlossen hätte*). — Als dann die sämmtlichen theologischen Facultäten zu amtlichen Gutachten über den Entwurf aufgefordert wurden, begründete H. als Correferent in einem Votum (v. 30ten März 1849) die Hauptpunkte jener Erklärung noch eingehender. Namentlich hob er auch klar und scharf hervor, daß zwar das Wohl der Kirche ihre Emancipation von der Staatsgewalt und die Aufhebung des Staatskirchenbannes unabweislich fordere (was durch das Toleranzedict theilweise schon geschehen sei), daß aber eine Trennung des Staats von der Kirche in dem Sinne daß der Staat sich ganz gleichgültig gegen die Religion des Volkes verhielte, und aufhörte ein christlicher zu sein, und daß den alten anerkannten Kirchen ihre Rechte und ihre Stellung im Staate geraubt würden, keineswegs eine „Freigebung" der Kirche und der religiösen Gemeinschaften sein würde, wie man „gleichsam die Parole der Kirchenfreunde stehlend" vorgebe, sondern eine nur aus Neid und Haß hervorgehende Zerreißung eines uralten geheiligten Bandes und eine ruchlose Antastung aller sittlichen Grundlagen der Volksgemeinschaft. — Das praktische Ergebniß des Gutachtens war der Rath die neue Kirchenverfassung nicht durch eine constituirende Synode, sondern auf dem Wege der Bewilligungen (grants) seitens des bisherigen alleinigen Inhabers der Kirchengewalt einzuführen, wobei man aber allerdings die Zustimmung einer in günstigerer Zeit zu berufenden kirchlichen Vertretung einholen müsse; vorläufig aber solle man sich mit der Bildung von Presbyterien und Kreissynoden begnügen, und den weiteren Ausbau des Systems zu Provinzial- und Landessynoden noch aussetzen**). Bekanntlich ist dieser Weg nachmals wirklich eingeschlagen, aber freilich auch der weitere Ausbau ungebürlich verzögert worden. —

Auch dem mitten unter den Revolutionsstürmen des J. 1848 zum erstenmal gemachten Versuch die Einigung der durch Confessionsverschiedenheit und Landeskirchenthum zerklüfteten deutsch-evan-

---

*) Die Erklärung ist abgedruckt in der „Berliner Allgem. Kirchenzeitung" 1848 Nr. 41 und in der Evangel. Kirchenzeitung.

**) Volksblatt 1849 Nr. 46.

gelischen Kirche auf dem Grunde „der reformatorischen Bekenntnisse" durch freie Vereinigung und Vereinsthätigkeit anzubahnen war H.'s volle Theilnahme zugewendet. Die Beschlüsse der vom 21sten bis 23sten September 1848 in Wittenberg tagenden Versammlung zur Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes waren von dem engeren Ausschusse, den die Versammlung gewählt hatte, den theologischen Facultäten mit dem Ersuchen um gutachtliche Aeußerung zugesendet worden. Da diesem Ersuchen von der hiesigen Facultät um mehrseitiger Bedenken willen nicht entsprochen wurde, wollte H. wenigstens mit seinem Votum, dem seine Collegen in der Hauptsache zugestimmt hatten, nicht zurückhalten. Es kam ihm dabei hauptsächlich darauf an in der Idee, deren Wahrheit, Berechtigung und Zeitgemäßheit er anerkannte, den praktischen Kern von der idealen Hülle zu befreien, das zunächst dringende und erreichbare von dem weiteren Ziele zu unterscheiden, und die gehörigen Grenzen zwischen den verschiedenen Stadien und Kreisen des Unternehmens zu ziehen. Er machte in dieser Absicht darauf aufmerksam daß man den Fehler begangen habe zwei ganz verschiedene Institutionen mit einander zu vermischen: einen freiwilligen Verein von Gleichgesinnten, der nur einen Privatcharakter und eine moralische Kraft und Autorität haben könne, und einen mit öffentlicher Autorität bekleideten, die verschiedenen Landeskirchen und anerkannten Gemeinschaften repräsentirenden protestantischen Kirchenbund. Daß die Begründung eines solchen Bundes ein Bedürfniß und ein Ziel sei, zu dem es trotz der großen entgegenstehenden Schwierigkeiten noch kommen müsse, wenn der evangelischen Kirche Deutschlands eine gesunde und kräftige Entwickelung ermöglicht werden solle, erkannte er an; dermalen sei aber die unumgängliche innere Bedingung jeder wahrhaften Conföderation, das Bewußtsein der Gemeinsamkeit des Glaubens noch nicht hinreichend erstarkt um die trennende Macht des wieder stark hervorgetretenen Gegensatzes der Confessionen zu überwinden. Wol dürfe man auf eine solche innere Einigung hoffen, die aber weniger durch die Entwickelung der Theologie als durch die größere Erfüllung der Kirche mit thätigem Leben, durch Belebung der kirchlichen Interessen und des kirchlichen Gemeingeistes herbeigeführt werden müsse, wozu auch die steigende gemeinsame Gefahr, die Bedrohung aller christlichen Interessen und theuersten Güter durch die Mächte

der Finsterniß das Ihrige beitragen werde. — Vorerst aber sei die Zeit für einen lebensfähigen Kirchenbund noch nicht gekommen. Einstweilen seien nur freie Vereine und Versammlungen der Gleichgesinnten an seiner Statt möglich; und ihre Aufgabe sei das Zeugniß und der Kampf wider die unevangelischen und widerchristlichen Mächte der Zeit, wider die Gefährdung der Rechte und Freiheiten der evangelischen Kirchengemeinschaften und wider die Entchristlichung des Staats, aber auch die Erweisung rettender und helfender christlicher Liebe in der sogenannten inneren Mission, und die Beförderung derselben, was alles doch nie Sache des Bundes und seiner Behörde sein könne, sondern von unten, von Einzelnen und Vereinen ausgehen, und von da aus seiner Zeit den Bund und seine Organe beleben müsse. Zunächst aber möge der Ausschuß fernere Versammlungen, gleich der Wittenberger, zur Pflege und Ausbildung der den Zweck fördernden Ideen und Gesinnungen, zur Belebung des praktisch-kirchlichen Gemeingeistes und zur Schärfung des Gefühls und Bewußtseins der Lage der Kirche veranstalten*). — In der bezeichneten Richtung hat sich der Kirchentag bekanntlich wirklich entwickelt; und H. hat wenigstens in der ersten Zeit seines Bestehens wiederholt an seinen Versammlungen Theil genommen. —

Seit die Zeit der politischen und der mit ihr verbündeten kirchlichen Reaction begonnen hatte zog er sich von der thätigen Betheiligung an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens ganz zurück; mit lebhaftem Interesse verfolgte er zwar den Gang der Ereignisse; und im persönlichen Verkehr machte er jederzeit seine nie durch Parteilosungen, sondern nur durch sittliche und religiöse Gesichtspunkte, namentlich durch sein unbestechliches Rechtsgefühl und seinen Wahrheitssinn bestimmte Auffassung der Tagesbegebenheiten mit der Kraft und Lebendigkeit, welche einer auf sittlichen Grundlagen ruhenden Ueberzeugung eigen ist, geltend; aber im Gefühl eine vereinsamte Stellung einzunehmen, mischte er sich nicht mehr in den Kampf der Parteien, sondern blieb „ein trauernder stummer, aber keineswegs theilnahmloser Zeuge der Reaction, ... die nur der Revolution in die Hände arbeitet, nicht einer gesunden Reform, und uns mit Französischen Zuständen bedroht, wenn nicht die Vorsehung durch äußere Noth und einen heiligen Krieg wie 1813, oder

*) Volksblatt 1849 Nr. 44.

eine sonstige günstige Wendung, noch den guten Raceeigenschaften des deutschen Volksgeistes zum Durchbruch verhilft, und Deutschland seine große Bestimmung im Herzen Europas erreichen läßt." —

Für seine fachwissenschaftliche Thätigkeit war diese Zurückhaltung ein entschiedener Gewinn. Nun erst fand er Zeit und Ruhe zur Ausführung größerer literärischer Unternehmungen. Hier auf seinem nächsten Berufsgebiet fühlte er sich auch verpflichtet und berufen den Kampf mit der Reaction aufzunehmen, die, vermeintlich im Interesse des Glaubens, die Errungenschaften der wissenschaftlichen Arbeit der letzten Jahrzehnte wieder vernichten zu wollen Miene machte. „Es gilt — schrieb er (März 1853, October 1854) — in dieser traurigen Zeit der Reaction und des Rückfalls in die Barbarei der Scholastik und der tollsten Mystik das Panier der heiligen Wahrheitsforschung und gesunden Bibellehre aufrecht zu erhalten bis die Gemüther sich von dieser Verirrung wieder erholt, und die unverlierbaren Errungenschaften des wissenschaftlichen Kampfes der vergangenen Periode sich anzueignen und zu verfolgen gelernt haben." „Es gilt der Kritik ihr Recht und ihre Stellung zu wahren und zu bestimmen, und die Nothwendigkeit eines kritischen, d. i. geschichtlichen Bibelglaubens darzuthun." So zog er, nachdem er für die Kirche und ihr Bekenntniß manchen guten Kampf gegen den Geist der Verneinung und die falsche Aufklärung und Freiheit bestanden hatte, von nun an sein scharfes Geistesschwert gegen diejenigen, welche mit dem Anspruch die berufenen Wächter der Kirche und ihres Bekenntnisses zu sein die Freiheit, Gesundheit und Wahrhaftigkeit der Schriftforschung gefährdeten. Er selbst war keineswegs ein andrer geworden; die Veränderung der kirchlichen Verhältnisse hatte ihn nur in eine andere Stellung gedrängt; aber ganz ebenso wie einst sein mannhaftes Zeugniß gegen die seichte Aufklärung erhob er auch jetzt seinen Protest gegen die Reaction in der Kirche und Theologie „von den anerkannten Grundsätzen des wahren biblischen Christenthums, und den ewigen Grundlagen aller Religion aus." — Es mag zugestanden werden daß er in diesem Kampfe zuweilen das Gute und Berechtigte der von ihm bekämpften Richtung im augenblicklichen Eifer nicht gehörig im Auge behielt, und um seinen tiefgegründeten sittlichen Ueberzeugungen und seinen lebhaften Gemüthsaffecten einen möglichst vollkräftigen Ausdruck zu geben auch allzu scharfe und schneidige,

zuweilen verletzende Worte nicht vermied; aber seinem redlichen Streben bei jeder Auseinandersetzung mit einem Gegner auch dem Guten in seinen Bestrebungen gerecht zu werden, und seine Verdienste und Vorzüge willig anzuerkennen, seinem lauteren Eifer für die Wahrheit und seiner ernstlichen Absicht nicht zu zerstören sondern zu bauen werden auch solche die er hart angegriffen Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Auch wenn er manchmal mit rücksichtsloser Schärfe das angriff, worin andere unentbehrliche Stützen und Grundlagen des Glaubens erkennen zu müssen meinen, so geschah es nur in der tiefen Ueberzeugung daß die göttliche Wahrheit ein Heiligthum sei, das als solches auch gegen allzu zudringliche Freunde und unberufene Vertheidiger gewahrt werden müsse, und daß sie in ihrer wirklich vorhandenen Beschaffenheit und Gestalt für sich allein die Kraft habe sich dem Herzen und Gewissen zu bezeugen, und der Stützen und des Flitters mit dem Menschenkunst und Menschenwitz sie ausrüsten zu müssen glaubt, nicht bedürfe. —

Ganz friedlichen Charakters ist noch die Abhandlung über die Stellung und Bedeutung des Buches Hiob im Alten Testament nach seinem didaktischen und dramatischen Charakter" *); es ist eine anziehende, die richtige Würdigung und das tiefere Verständniß des vollendetsten Meisterwerks religiöser Lehrdichtung vielfach fördernde Ausführung, die namentlich das Problem, welches den Dichter beschäftigt, genauer bestimmt, seine religiöse Bedeutung und den Charakter der gegebenen Lösung, der negativen und der positiven in das rechte Licht gestellt, und in eingehender Vergleichung mit den früheren Lösungsversuchen desselben Problems in den Psalmen (besonders Ps. 37. 49 u. 73) und Sprüchen die Stelle, welche das Buch in dem religiösen und speculativen Entwicklungsgang des hebräischen Volkes einnimmt im Einklang mit De Wette's Andeutungen nachgewiesen, auch den dramatischen Charakter und die künstlerische Vollendung des Dichterwerkes aufs neue beleuchtet hat. — Etwas später ließ ihr H. noch eine exegetische Erläuterung von zwölf schwierigeren Stellen des Buches (Cap. 1, 21. 2, 4. 10. 4, 18. 6, 8—10. 25.

*) Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft u. s. w. 1850 Nr. 35—37.

11, 12. 13, 4. 15, 24–33. 19, 20. 20, 17–21 u. 21, 4) folgen*). —

Auch die in drei Osterprogrammen erschienene Untersuchung über die hebräischen Feste**) ist noch frei von polemischer Schärfe; doch verfolgt sie neben der nächsten Aufgabe sehr bestimmt auch den allgemeineren Zweck die Ueberzeugung zu begründen, daß man nur mittelst kritischer Sonderung der ältesten Gesetze von den späteren und deren Zuthaten, Modificationen und Erläuterungen (die in manchen Fällen nur irre führen), den wahren Charakter und die ursprüngliche Bedeutung der althebräischen Institutionen und ihre Mosis und des Mosaismus würdige innere Vortrefflichkeit und äußere Zweckgemäßheit erkennen könne, weßhalb auch dem apologetischen Interesse das göttliche Ansehen Mosis und des Mosaismus zu vertheidigen durch die kritische Forschung viel bessere Dienste geleistet würden, als unter der Voraussetzung der Authentie des Pentateuchs und abergläubiger Heilighaltung des Buchstabens. — Die ganze von den ältesten Gesetzesstellen aus Schritt für Schritt vorwärts schreitende, überall ebenso unbefangen als gründlich und scharfsichtig in das Detail eindringende Untersuchung ist ein Muster guter historisch-kritischer Methode für die Erforschung biblisch-archäologischer Probleme. Am ansprechendsten ist ohne Frage die im ersten Theil enthaltene Ausführung über die Bedeutung der Pasachfeier und des Mazzothfestes mit dem aus den Festgebräuchen selbst durch Analogieschlüsse gewonnenen schönen Ergebniß daß die Feier eine alljährlich zu wiederholende Erneuerung der Bundesgemeinschaft und der Weihe zum heiligen und priesterlichen Volke für alle einzelnen Familien der alttest. Gemeinde ist; eine Entdeckung durch welche auch die (von H. nicht richtig gewürdigte) Angabe des Pentateuchs über Grund und geschichtliche Veranlassung der Feier erst in das rechte Licht tritt. — Die genaue exegetische und kritische Beleuchtung aller einschlägigen Gesetzesstellen giebt aber auch über viele andre mehr

---

*) Quaestionum in Jobeidis locos vexatos specimen. Halis 1853. 4. (Ursprünglich vor dem Lectionskatalog für das Sommersemester 1853).

**) Commentatio de primitiva et vera festorum apud Hebraeos ratione ex legum Mosaicarum varietate eruenda. P. I De Exodi legibus et vera praesertim ritus Paschalis ratione. Halis Sax. 1851. P. II De festorum orbe in caeteris Pentateuchi libris obvo. 1852. P. III De anni Sabbathici et Jobelei ratione. 1858.

oder weniger wichtige Punkte in der Festordnung neue Aufschlüsse; beispielsweise sei die Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Laubhütten- und dem Pfingstfeste (I, 5 f.) und des ursprünglichen Sinnes der für die Datirung des letzteren entscheidenden Formel מִמָּחֳרַת הַשַּׁבָּת in Lev. 23, 15 (II, 4 f. 7 f. 12. 16; vgl. George die jüdischen Feste S. 124—129), der Nachweis des Einflusses welchen der uralte Jahresanfang mit dem Herbste auf die mosaische Festordnung geübt hat (II, 13 ff.) und besonders die Erklärung der ältesten Anordnung über das Sabbathjahr Exod. 23, 10 f. (III, 10 f.) hervorgehoben. —

Ihren Abschluß fanden diese Untersuchungen erst in einer der letzten Arbeiten H.'s, einem vierten Osterprogramm*), in welchem nachgewiesen ist, wie sich nach dem Zeugnisse der übrigen Geschichtsbücher des A. T. die hebräische Festordnung in der Wirklichkeit, im Leben des Volkes geschichtlich entwickelt und gestaltet hat, und in wie auffallendem Widerspruch dieser geschichtliche Entwickelungsgang mit den pentateuchischen Gesetzesbestimmungen steht, ein Widerspruch, der in den älteren Geschichtsquellen offen an den Tag tritt, und den erst der Chronist geflissentlich zu verdecken sucht. —

Die Kritik des Pentateuchs, in welche H. durch die Untersuchung über die Feste tiefer hineingeführt worden war, war von je her das Gebiet auf welchem der Kampf der historisch-kritischen Erforschung des A. T. mit der Macht der kirchlichen Ueberlieferung vorzugsweise geführt worden ist. Dabei ist die Unsicherheit und Verwirrung, welche das ungeduldige, vorschnelle Drängen der meisten Kritiker nach fertigen positiven Ergebnissen herbeigeführt hat, von den Apologeten der Tradition nach Kräften zu ihrem Vortheile ausgebeutet worden. In der Absicht die Kritik des Pentateuchs auf einen richtigeren Weg zu bringen und ihr eine festere Grundlage zu geben, auf der sich mit mehr Sicherheit und Erfolg weiterbauen ließe, ließ deßhalb H. auf die beiden ersten jener Festprogramme seine Untersuchungen über die Quellen der Genesis folgen, die zuerst in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft u. s. w. und dann als besonderes Buch erschienen sind**). Die wis-

*) Commentatio qua festorum memoriae apud rerum hebraicarum scriptores cum legibus Mosaicis collatae examinantur. Halis Sax. 1865.

**) Deutsche Zeitschrift, Jahrgg. 1853 Nr. 1 – 3. 11 – 13. 17 — 19. 27 — 29. Die Quellen der Genesis und die Art ihrer Zusammensetzung, von neuem untersucht. Berlin 1853.

senschaftliche Bedeutung desselben liegt nicht weniger als in den Ergebnissen in der Art und Weise wie sie gewonnen und begründet werden. Die ganze Untersuchung wird vor den Augen des Lesers angestellt, so daß er sie Schritt für Schritt verfolgen kann. In Folge des stückweisen Erscheinens der Abhandlung ist dies sogar in dem Maaße der Fall daß jede Meinungsänderung über einzelne Punkte, zu welcher der Vf. sich im weiteren Verfolg der Untersuchung gedrängt sah, controlirt werden kann. So gewiß in solchen Modificationen und Verbesserungen der früher ausgesprochenen Ansichten in einem und demselben Buche ein Mangel desselben an den Tag tritt, so dienen doch auch wieder gerade sie mit dazu den gediegenen Charakter der Arbeit in das Licht zu setzen; mit gutem Grund sagt H. in der Vorrede (V) von diesem Mangel: er verschafft dem Leser „die Gelegenheit sich von der Unbefangenheit und Gewissenhaftigkeit meiner Forschung und von der Strenge ihrer Methode zu überzeugen: daß ich es nicht leicht nehme mit meiner Aufgabe und den Beweisen meiner Behauptungen, daß ich mir der Tragweite meiner Gründe und Indicien klar bewußt, und bei aller Geneigtheit zu einem Satz doch auf meiner Hut bin weiter mit meiner Folgerung zu gehen als jene reichen, und lieber weitere Anzeigen oder einen günstigeren Augenblick abwarte". — Die Ergebnisse betreffend, so fand H., der die Untersuchung ohne Vergleichung der einschlägigen Literatur angestellt hatte, — gesteht er doch in der Vorrede daß er sogar so bedeutende Werke wie den ersten Band von Ewald's Geschichte Israels und die Commentare zur Genesis von Knobel und Delitzsch noch nicht näher angesehen und durchgelesen habe, — erst kurz vor dem Abschluß der Arbeit daß die allgemeinen Grundzüge seiner Ansicht und manche vermeintlich neuen Entdeckungen, darunter auch solche auf die er sich „gerade am meisten zu gute that", schon 50 Jahre früher von Ilgen in seinen „Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs" (Halle 1798) ausgesprochen worden waren, freilich unter einem Wust von willkürlichen, bodenlosen Behauptungen, wie ihn die Jugendperiode der Kritik aufzuhäufen liebte, und ohne ausreichende, solide Begründung; deßhalb waren auch die richtigen Erkenntnisse Ilgen's meist ganz in Vergessenheit gekommen und sind erst durch H.'s Schrift neugewonnen und zum Aufbau einer solideren Gesammtanschauung über die Entstehung der Genesis verwerthet worden. — Als gesicherten Gewinn, welcher der Kritik des Pen=

tateuchs aus H.'s Untersuchungen erwachsen ist, und den sie nicht wieder aufgeben darf, wenn sie auf richtigem Wege bleiben will, dürfte namentlich zu betrachten sein: der überzeugende Nachweis daß der sogenannte Jehovist kein bloßer Ergänzer und Ueberarbeiter der elohistischen Grundschrift, sondern der Verfasser einer ganz selbständigen, ohne Rücksichtnahme auf die letztere geschriebenen Urkunde ist; ferner die festere Begründung und sicherere Durchführung der (übrigens auch schon von De Wette, Ewald und Knobel gemachten) Unterscheidung zwischen der elohistischen Grundschrift des Pentateuchs und einem jüngeren Elohisten; endlich die dadurch ermöglichte klarere und vollständigere Erkenntniß des schriftstellerischen Charakters und Planes der einzelnen Quellenschriften, besonders der Grundschrift und die feine und scharfe Charakteristik des Verhältnisses, in welchem die einfache ältere Ueberlieferung (Grundschrift) zu der bereicherten, zugleich mit der Entwickelung des israelitischen Volksgeistes und der alttest. Religion weiter ausgebildeten jüngeren Ueberlieferung (beim jüngeren Elohisten und dem Jehovisten) steht. Dagegen kann vielleicht das Verfahren des Redactors, das nach H. ganz demjenigen gleichen würde, welches bei mosaikartiger Zusammenstellung von Evangelienharmonieen aus dem Text unsrer vier Evangelien angewendet zu werden pflegt, durch weitere Forschungen noch in ein anderes Licht treten. — Am Schlusse seines Werkes richtete H. an die Apologeten der Tradition eine eindringliche Mahnung in sich zu gehen und ihre Apologetik im Lichte und mit dem unerbittlichen Maaßstabe des Gewissens zu prüfen: ob das wofür sie kämpfen auch wirklich ein Heiligthum, eine göttliche Wahrheit oder nur ein heiliger Wahn, und ob die Waffen, mit denen sie kämpfen, auch heilige, reine und nicht vielmehr in fleischlichem Eifer geführt, nur auf augenblicklichen Effekt und auf ein Blendwerk berechnet seien, das nicht aus tiefer ernster Ueberzeugung geflossen auch auf die Dauer keine zu begründen vermöge. „Sehet zu — so mahnt er sie — daß ihr „nicht als solche die wider Gott streiten erfunden werdet" (Apstlgesch. 5, 39. 23, 9 vgl. Hiob 13, 7—10); und bedenket daß wir „nichts wider die Wahrheit können, sondern nur für die Wahrheit" (2. Kor. 13, 8)!" Im Hinblick auf die bedeutenden Zugeständnisse, welche von Seiten vieler Apologeten (Delitzsch, Kurtz u. add.) in der Kritik des Pentateuchs schon gemacht waren, fügte er in der Vorrede noch die sehr nöthige Erinnerung

bei, daß mit der Anerkennung einer nicht mehr zu leugnenden Thatsache oder eines allgemeinen Grundsatzes für sich allein, ohne folgerechte concrete Anwendung, noch wenig gewonnen sei; erst dann könne die Anerkennung der Verschiedenheit der Quellen der Genesis (wie der übrigen historischen Bücher) eine Wahrheit werden und zu einer gesunden Erklärung derselben führen, wenn man den Muth habe sowol den vollen Umfang als den nothwendigen Folgesatz derselben anzuerkennen: „daß auch die heilige Sage und Ueberlieferung dem Schicksal aller menschlichen Ueberlieferung nicht hat entgehen können, nämlich im Verlauf der Zeit sich zu trüben und mit allgemein menschlichen wie volksthümlichen Ideen zu versetzen, also in verschiedenen Zeiten und Kreisen auch in verschiedenen Gestaltungen und Niedersetzungen auseinanderzugehen"; ...... die relative Wahrheit und Göttlichkeit der einzelnen Ueberlieferungen und Lehren sei an der Analogie des Ganzen, der Gesammtoffenbarung, zu prüfen und zu bewähren, die uns allein die untrügliche Norm der göttlichen Wahrheit sein und geben könne. „Die Theologie — fährt er fort — hat nach mehrhundertjährigem Kampf von den postulirten übermenschlichen Attributionen in der Außenseite der Bibel, die sie so hartnäckig und erbittert als ebensoviel Bollwerke ihrer Göttlichkeit vertheidigt hatte — wie die göttliche Ursprünglichkeit der heutigen Schrift und Punctation, Reinheit der Sprache, Unversehrtheit des Textes, Vollständigkeit des Kanons, Sicherheit der Auslegung u. s. w. — eins nach dem andern endlich als unhaltbar aufzugeben und ihre Menschlichkeit in allen diesen Hinsichten anzuerkennen sich gezwungen gesehen: sie wird ebensowenig die Uebermenschlichkeit des Inhalts durch das Bollwerk der Inspiration länger halten können, sondern auch dieses als ein bloßes Außenwerk des Heiligthums aufgeben, und die volle Menschlichkeit der Schrift anerkennen müssen, um darin zugleich ihre wahre Göttlichkeit, ihre volle Gottmenschlichkeit zu erkennen. Nur in dieser Gestalt ist uns hienieden das Göttliche gegeben: freilich nicht mit fleischlichem natürlichem Auge zu schauen, sondern nur mit geistlichem (1. Kor. 2, 10 ff.), dem Glauben: der eben das göttliche Organ und Vermögen ist die unsichtbaren geistlichen oder göttlichen Dinge, über die Natur und den Buchstaben hinaus und ohne den Stempel des Wunders, zu erfassen (welches diejenigen „Gläubigen" grade verleugnen die nur so weit glauben als sie schwarz auf weiß oder

Zeichen und Wunder sehen), und der allein die rechte Wehr und Waffe liefert das Heiligthum zu vertheidigen und dauernd zu behaupten."

Bald nach Beendigung der Schrift über die Quellen der Genesis begann H., der — nach einer brieflichen Aeußerung — noch nie so viel Drang und Lust zum Schreiben gehabt als damals, die Abfassung seines Hauptwerkes des Commentars über die Psalmen*). Eine äußere Veranlassung bestimmte ihn unter den mancherlei Entwürfen, mit denen er sich trug und von denen mehrere schon vorbereitet waren, diesen zunächst zur Ausführung zu bringen. Es war der Antrag des Verlegers des De Wette'schen Psalmencommentars eine neue, verbesserte Ausgabe desselben zu besorgen, eine Aufgabe, der sich H. als Freund des verewigten Verfassers und wegen seines früher erwähnten Verhältnisses zu der 4ten Auflage des Buches nicht entziehen wollte. Er fand aber bald daß De Wettes Auslegung ihm bei näherer Prüfung in philologischer und theologischer Beziehung weit weniger genügte, als er erwartet hatte, und daß die Umarbeitung, die er für erforderlich hielt, ein ganz neues und viel umfangreicheres Werk daraus machen werde, weßhalb er sich entschloß den Auftrag zurückzugeben, und seine Arbeit nur unter eigenem Namen als ein ganz selbständiges Werk zu veröffentlichen. — Der Aufgabe die wissenschaftliche Bedeutung dieses Werkes ausführlich zu erörtern dürfen wir uns entschlagen; sie ist von den verschiedensten Standpunkten aus anerkannt worden; und auch die Thatsache daß sich bei dem dem Geschmack des Publikums und den herrschenden Zeitströmungen in keiner Weise Rechnung tragenden, dem Leser ein ernstes, gründliches Studium zumuthenden und bei aller Gedrängtheit der Darstellung so umfangreich gewordenen Werke in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage**) nöthig geworden ist, giebt ihr ein willkommenes Zeugniß. — Wir sind keineswegs blind gegen die Unvollkommenheiten, die — ganz abgesehen von dem was jeder selbständige Exeget in größerem oder geringerem Maaße an den Ergebnissen der Einzelerklärung auszusetzen haben wird, der

*) Die Psalmen, übersetzt und ausgelegt; 4 Bdd. Gotha bei Friedr. Andr. Perthes 1855—1861.

**) Der erste Band derselben, von dem Schreiber dieses herausgegeben und unter Benützung des handschriftlichen Nachlasses H.'s überarbeitet, ist so eben veröffentlicht worden.

H.'schen Bearbeitung der Psalmen im Ganzen anhaften; aber dieselben hängen mit so großen, nicht blos der Psalmenauslegung, sondern auch der Exegese des A. T.'s überhaupt förderlichen Vorzügen zusammen, daß wir der guten Zuversicht sind, es werde dem Werke auch künftig eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle unter den alttestamentlich-exegetischen Leistungen unserer Zeit zuerkannt werden. — Es ist allerdings die psychologische Seite der exegetischen Aufgabe nicht in dem Maaße erfüllt wie man es wünschen möchte; auch auf dem Standpunkte, welchen H. in der Psalmenkritik einnimmt, hätte oft mehr geschehen können, um das Sichhineinversetzen in die Seele und in die Lage des Dichters zu erleichtern, und zu einer lebensvolleren Auffassung des Inhalts, der Gedankenfolge und des Ausdrucks seines Gebetswortes aus seiner Gemüthsstimmung und aus den Tiefen des religiösen Lebens heraus anzuleiten. Ist hierin vielleicht mehr als gut ist der Selbstthätigkeit des Lesers überlassen, so findet derselbe dafür in H.'s Werk das Fundament zu einem solchen lebensvollen Verständniß der Psalmen so solid und vollständig gelegt, wie in keinem andern Psalmencommentare; wir meinen die unbefangene streng methodische, die verschiedenen exegetischen Möglichkeiten umsichtig erwägende, mit scrupulöser Gründlichkeit auf alles Einzelne eingehende, über keine Schwierigkeit rasch hinwegeilende, die Ergebnisse scharf und bestimmt hinstellende und sorgfältig begründende Erläuterung des Wortsinnes. Mag auch der eine und der andere neuere Erklärer der Psalmen eine ausgebreitetere Kenntniß der Dialekte und Belesenheit in der orientalischen Literatur bei Erfüllung seiner Aufgabe verwerthet haben (wiewol auch hierin nicht alles was glänzt für Gold zu halten ist), so kommt doch nicht nur keines Vorgängers, sondern auch keines bisherigen Nachfolgers Arbeit in der Gründlichkeit und Genauigkeit und in dem Reichthum an neuen Ergebnissen selbständiger Forschung bei Behandlung des lexikalischen und grammatischen Auslegungsstoffes dem Werke H.'s gleich. Die zahlreichen eingehenden Erörterungen über grammatische Erscheinungen, die noch gar nicht oder ungenügend oder falsch erklärt waren, und besonders die noch viel zahlreicheren schärferen und richtigeren Bestimmungen von Wortbedeutungen und Nachweisungen von Etymologieen sichern ihm eine über den Bereich der nächsten Aufgabe weit hinausreichende Bedeutung. — Aber auch in der Gründlichkeit und der guten Methode bei Vergleichung der Literatur wüßten

wir keinen andern neueren Commentar dem H.'schen an die Seite zu stellen. Bei schwierigeren Stellen sind immer nicht nur die wichtigsten der verschiedenen Auffassungen in lichtvoller Uebersichtlichkeit mitgetheilt, sondern es ist auch die Geschichte derselben bis zu ihren Anfängen in den alten Uebersetzungen, bei den Rabbinen oder den ältesten christlichen Auslegern zurückverfolgt, wodurch manche Erklärung erst in das rechte Licht gestellt worden ist. Ueberall sucht H. den Urheber oder wenigstens den ältesten Gewährsmann der angeführten Ansichten zu finden und zu nennen, und gesellt ihm, wo es erforderlich schien, noch einige Hauptvertreter zu oder giebt die wichtigsten Modificationen an, welche sich bei späteren Auslegern finden. So ist der Commentar auch „eine Geschichte der Psalmenauslegung in ihren hervorragenderen Stellen und Vertretern", wenn auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit. —

In der Psalmenkritik hält H. ganz den von De Wette eingeschlagenen Weg der sogenannten negativen Kritik ein, ja er giebt dem Princip derselben eine noch weitere Anwendung und consequentere Durchführung als es De Wette gethan hat. Wir wollen nun nicht in Abrede stellen, daß die ganz unterschiedslose Verwerfung aller Ueberschriften nicht zu rechtfertigen, daß das Ergebniß man könne keinen einzigen Psalm mit Sicherheit David zuschreiben, während doch zugestanden wird der Psalter müsse wol davidische Lieder enthalten, unbefriedigend ist, und daß H. überhaupt in der kritischen Untersuchung manchmal zu früh Halt gemacht hat. — Dabei ist aber doch der ihm gemachte Vorwurf einer „vom verneinenden Geiste getriebenen Zweifelsucht" so ungerecht und unbegründet als möglich. Denn jene negative Kritik besteht wesentlich nur in dem ernstlichen und gewissenhaften Streben in einer Sache, die nur Gegenstand, nicht des Glaubens, sondern der wissenschaftlichen Forschung sein kann, nicht mehr zu behaupten als sich beweisen läßt; und bei dem mit dem Charakter der Lyrik, namentlich der religiösen, eng zusammenhängenden Mangel an bestimmten Beziehungen auf Zeit- und persönliche Verhältnisse in den meisten Psalmen wird ihr gerade hier ein ziemlich weitgehendes Recht zugestanden werden müssen. Ueberdies ist gerade jetzt gegenüber der Buchstabenvergötterung der einen, die aus dem Zeugniß der Psalmaufschriften einen Glaubensartikel machen wollen, und der zuversichtlichen alles wissen wollenden positiven Kritik der andern, wie dem willkürlichen principlosen un-

sichern Schwanken der dritten eine mit klarer Consequenz durchgeführte negative Kritik, die es nicht zugeben will daß grundlose Traditionen oder bloße Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten für Gewißheit ausgegeben werden, und mit Nachdruck auf die Grenzen unsres Wissens hinweist, mehr als je an ihrer Stelle.

Wir unterlassen es von dem zu reden was in H.'s Werk in allgemeineren Erörterungen und in der Auslegung einzelner Psalmen und Psalmstellen zur volleren Würdigung des dichterischen Werthes des Psalters und zur richtigeren Erkenntniß der Kunstformen der hebräischen Poesie, namentlich der Strophenabtheilung beigetragen ist. Nur ein hierhergehöriger Punkt darf nicht unberührt bleiben. Es haben manche, besonders in den beiden letzten Bänden enthaltene Aeußerungen über den geringen dichterischen Werth einzelner Psalmen Anstoß erregt. Wir nehmen auch keinen Anstand zuzugestehen daß jene Urtheile dann und wann zu sehr dem Standpunkt des literärischen Kritikers entsprechen, der nicht in Rechnung bringt daß die Psalmen vor allem als Aeußerungen des religiösen Lebens und als einem praktisch-religiösen Bedürfniß dienend betrachtet sein wollen. Aber andrerseits ist es ja eine unabweisliche Pflicht des Psalmenauslegers auf den Unterschied zwischen den originalen, aus tiefem lebendigem Gefühl und reicher religiöser Erfahrung entsprungenen, von der schöpferischen Kraft des in den Psalmisten wirkenden Gottesgeistes zeugenden Psalmen und zwischen solchen, in welchen der Gebetsdrang fast nur noch an gegebene zur Ueberlieferung gewordene Gebetsworte sich hält, ausdrücklich aufmerksam zu machen. Und es ist ein Verdienst und Vorzug des H.'schen Psalmencommentars daß er gegenüber dem herrschenden Verfahren, welches jenen Unterschied in schönen salbungsvollen Redensarten zu verstecken liebt und dadurch auch den originalen Psalmen die ihnen gebürende Werthschätzung verkümmert, die Erfüllung jener Aufgabe, in der De Wette einen Anfang gemacht hatte, sich wieder angelegen sein läßt.

Der hohe Werth des H.'schen Werkes liegt aber nicht zum geringsten Theil auch in der Art und Weise wie die theologische Aufgabe der Auslegung gelöst ist. Kein anderer alttest. Commentar der neueren Zeit enthält einen solchen Reichthum biblisch-theologischer Erörterungen, so viele gründliche und genaue Erläuterungen biblischer Begriffe, Bilder und Vorstellungen, namentlich gerade der gangbarsten, die meist als klar und keiner Erläuterung bedürftig gelten,

und doch näher besehen nicht selten einen andern Sinn haben, als den man hineinzulegen pflegt. Gewiß hat schon mancher Geistliche die Erfahrung gemacht, daß ihm die hier gebotene Belehrung über den vollen, concreten Inhalt der in den Psalmen vorkommenden Grundbegriffe der alttest. Religion viel dienlicher war zu fruchtbarer Anwendung des Psalmworts für sich selbst und die Gemeinde, als jene in die Auslegung eingestreuten, lose angeknüpften erbaulichen Ergüsse und geistreichen Bemerkungen, in welchen manche den theologischen Charakter eines Commentars vorzugsweise zu suchen scheinen. — Zu den theologischen Vorzügen des Werkes gehört aber namentlich auch daß bei aller liebevollen Hervorhebung der Reinheit, Kraft und Lebendigkeit des alttest. Glaubens und der ewigen und unveräußerlichen Grundlagen aller wahren Religion, die im A. T. gelegt sind, auch die Schranken der alttest. religiösen und sittlichen Erkenntniß bestimmt aufgezeigt, und die Grenzen zwischen dem alt- und dem neutest. Gebiete scharf eingehalten sind. Man hat freilich auch hier manche Anstöße gefunden: es ist der Vorwurf erhoben worden daß H. dem christologischen Element in den Psalmen nicht gerecht werde; namentlich aber sind einige starke Aeußerungen über Psalmen, welche Verwünschungen der Feinde des Reiches und Volkes Gottes enthalten, als frevelhafte Angriffe auf die Autorität der heiligen Schrift denuncirt worden. Was den letzteren Punkt betrifft, so verstehe ich wol daß einzelne der von H. gebrauchten Ausdrücke denen anstößig erscheinen müssen, welchen seine Gewohnheit einer lebhaften Empfindung auch den möglichst vollkräftigen Ausdruck zu geben, fremd ist; daß er aber nach so starken Ausdrücken gegriffen hat, geschah im Gegensatz gegen das bei den „kirchlichen" Auslegern herrschende Verfahren die Schranken der alttest. Erkenntniß der Liebespflicht verdecken oder ganz ableugnen, und auch Regungen der Rachsucht, des fleischlichen Eifers und des nationalen Fanatismus, die sich in den Eifer für Gott und sein Reich trübend einmischen, heilig sprechen zu wollen. Diesem bedenklichen und gefährlichen, weil das sittliche Gefühl abstumpfenden und irre leitenden Verfahren gegenüber kann nicht nachdrücklich genug auf den bei aller wesentlichen Einheit unleugbar vorhandenen, in dem blos vorbereitenden Charakter des Alten Bundes begründeten Unterschied zwischen der alttest. und der christlichen Sittlichkeit aufmerksam gemacht werden. Ueberhaupt leistet man dem N. T. und der letzten und höchsten

Offenbarung Gottes in dem Sohne einen schlechten Dienst, wenn man der geschichtlichen Wahrheit zuwider so viel Neutestamentliches in das A. T. hineinträgt, daß — wenigstens in Betreff der Sittlichkeit und der religiösen Erkenntniß — die neutest. Offenbarung fast als etwas zum Ueberfluß Hinzugekommenes erscheint. Dies gilt auch in Betreff des „christologischen Elements der Psalmen". H. hat bei der Erklärung der Psalmen, die man als messianische zu bezeichnen pflegt, nur vollen Ernst gemacht mit der Anerkennung ihres geschichtlichen Sinnes, und hat denselben nicht durch unklare Vermengung mit typischen Ausdeutungen trüben und verdecken wollen. Aber gerade solche strenge, zunächst den Unterschied der alt- und der neutest. Erkenntniß herausstellende Durchführung der historischen Auslegung stellt doch zuletzt den innigen organischen Zusammenhang des A. Bundes mit dem Neuen, die durch jenen hindurchgehende Weissagung auf Christum und den Erziehungsweg den Gott mit seinem erwählten Volke wirklich gegangen ist, viel klarer und überzeugender vor Augen, als es bei dem ungeschichtlichen Eintragen neutest. Erkenntnisse in das A. T. oder bei dem unklaren Vermengen geschichtlicher und typisch-messianischer Deutungen möglich ist. —

Zu der Eigenthümlichkeit des H.'schen Werkes gehört endlich auch die durch das Ganze sich hindurchziehende Polemik gegen Hengstenberg. Da dessen Psalmencommentar durch seine wissenschaftliche Bedeutung und durch das Ansehen, in welchem er steht, jedenfalls eine fortgehende Berücksichtigung und genaue Prüfung erforderte, so wollte H. die Gelegenheit nicht unbenützt lassen, die Verirrungen der kirchlichen Reaction in diesem ihrem Hauptvertreter aufzudecken und zu bekämpfen. Dabei war es ihm um Vertheidigung der Freiheit, Gesundheit und Wahrhaftigkeit der Schriftforschung zu thun; er wollte das gute Recht der Kritik gegen die Autorität der kirchlichen Ueberlieferung und gegen die abergläubische Heilighaltung des Buchstabens der Schrift wahren, und die geschichtliche Auffassung und Auslegung des A. T.'s gegen die dogmatisirende sichern. Noch mehr aber gilt seine scharfe Polemik denjenigen Tendenzen des Hengstenberg'schen Werkes, welche die Reinheit des ethischen Charakters des Christenthums und die Gesundheit des inneren Glaubenslebens gefährden: dem Bestreben der alttest. Stufe sittlicher Erkenntniß, auch in demjenigen worin ihre Schranken und Unvollkommenheiten an den Tag treten, eine unbedingte, göttliche und ewige

Berechtigung zuzuschreiben; der Neigung die alttest. Frömmigkeit möglichst als eine gesetzliche, an äußerliche Formen sich bindende, auf das gottesdienstliche Werk großen Werth legende darzustellen; den Aeußerungen einer die Ehrfurcht vor dem Heiligen bei Seite setzenden Petulanz des Glaubens; der inneren Unwahrhaftigkeit einer advokatischen Apologetik; dem Mißbrauch des Heiligen im Dienst der Parteiinteressen. Mag H. vielleicht auch im einzelnen dann und wann einen Kraftausdruck Hengstenbergs wörtlicher genommen und schlimmer aufgefaßt haben als er gemeint war, so bekämpft er doch nur unleugbar vorhandene und gefährliche sittliche Mängel der kirchlichen Reaction und Apologetik, welche der guten Sache des lebendigen Glaubens und der Kirche nur allzuviel Schaden gebracht haben. —

Eine briefliche Aeußerung H.'s nach Vollendung des dritten Bandes möge zum Schluß noch hier eine Stelle finden. „Ich sehe nun — schreibt er — was ich kann, wenn ich mich anhalte und gedrängt werde, und mit dem Fortgang wachsen auch die Kräfte. Ich kann Gott nicht genug danken daß er mir diese zähe ausdauernde Natur und einen allen Anstrengungen noch in diesem Alter gewachsenen Leib gegeben hat, um das in früheren Jahren versäumte noch einigermaaßen nachholen und den Rest meines Lebens zur Tilgung meiner Schulden und Ausführung alter Entwürfe verwenden zu können. Ich muß mich leider anklagen das mir anvertraute Pfund nicht so verwerthet zu haben wie ich sollte, und in träger Beschaulichkeit die schönsten Jahre der mir zugemessenen Laufbahn für den Beruf den ich in mir fühle, die alttest. Wissenschaft von den traurigen Verirrungen unsrer Zeit auf den rechten Weg zu bringen, ungenützt oder doch wenigstens ohne planmäßige Benutzung haben verstreichen zu lassen; und bin nun dafür dadurch gestraft daß ich mir das Ansehen, ohne welches einmal der große Haufen nicht an die Wahrheit glaubt, wieder erkämpfen muß und einstweilen tauben Ohren predige.... Doch immerhin, wenn ich nur gewürdigt werde meine Mission noch in der elften Stunde zu erfüllen, und ein Zeugniß für die Wahrheit d. i. für eine lebendige und fruchtbare, auch für das Reich Gottes segensreiche Erkenntniß des A. T. zu hinterlassen, das hinreicht empfänglichen Gemüthern den Weg dazu zu erschließen. Ich freue mich schon auf die Zeit, wo ich mit dieser Arbeit fertig bin, um an eine neue gehen zu können."

Die Hoffnung noch eine größere wissenschaftliche Arbeit ausführen zu können, sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen; der Psalmencommentar hat als einziges größeres exegetisches Werk H.'s die Bedeutung eines Vermächtnisses für die theologisch-wissenschaftliche Welt gewonnen. Nur noch einige kleinere Arbeiten sind ihm gefolgt. Außer den schon gelegentlich erwähnten ist es zunächst die Abhandlung über „die topographische Streitfrage über Jerusalem, namentlich die Akra und den Lauf der zweiten Mauer des Josephus, vom A. T. aus beleuchtet“ *). Auch hier hatte es H. mit Streitfragen zu thun, bei welchen es galt der überhand nehmenden Vorliebe für die kirchlichen Ueberlieferungen entgegenzutreten, sofern nämlich auch protestantische Gelehrte eine Ehre darin suchten gegen die klarsten Darlegungen des wahren Sachverhalts die Aechtheit des von der Tradition bezeichneten heiligen Grabes zu vertheidigen, die mit der Antwort auf jene Streitfragen steht oder fällt. Indem H. die betreffenden topographischen Angaben des Josephus eingehend beleuchtet, und die verschiedenen Hypothesen über die Lage der Akra und Unterstadt einer scharfen Prüfung unterwirft, kommt er hinsichtlich der ersten Streitfrage zu dem Resultat, daß die Unterstadt, wie seit den Zeiten des Brocardus fast allgemein angenommen und von Robinson gründlich nachgewiesen wurde, nur auf dem nördlich von dem Zion und der Oberstadt gelegenen Hügel zu suchen ist, und daß die Instanz, welche dieser Annahme entgegen steht, nur ein Irrthum des Josephus über die Lage der Akra ist, welcher nachweislich mit den älteren beglaubigten Quellen, wie mit den Bodenverhältnissen, ja sogar mit den eigenen Angaben des Josephus im Widerspruch steht, und zu dessen Beschönigung er in der leichtfertigsten Weise eine bodenlose historische Notiz ersonnen hat. In der Erörterung über die andere, den Lauf der zweiten Stadtmauer des Josephus betreffende Streitfrage zeigt H. überzeugend daß der Ausgangspunkt derselben unmöglich derjenige, welchen die Vertheidiger der Aechtheit des heiligen Grabes annehmen müssen, sondern nur die westliche Ecke der Nordmauer der Oberstadt gewesen sein könne, und daß sie im ganzen denselben Lauf gehabt habe, wie die heutige Stadtmauer in ihrer nördlichen Hälfte. Am Schlusse bei-

*) In der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. Band XV (1861) S. 185 ff.

gefügte lehrreiche Erläuterungen vieler im Alten Testament selbst enthaltenen Angaben über die Stadttheile und über die Mauern und Thore Jerusalems dienen zugleich der gegebenen Lösung der zweiten Streitfrage zur Bestätigung. —

Bald nach dieser Abhandlung veröffentlichte H. seine geharnischte Streitschrift gegen die neben Hengstenberg und seiner Schule auf den Ruhm kirchlich-gläubiger Behandlung des Alten Testamentes Anspruch machende und sichtlich immer mehr Boden gewinnende Erlanger Schule, deren Verirrung er treffend mit dem Namen „die heutige theosophische oder mythologische Theologie und Schrifterklärung" bezeichnete*). Er hatte es hier mit einer Richtung zu thun die der Kritik und der geschichtlichen Auffassung des A. T. nicht offen den Krieg erklärt, sondern sich durch halbe Zugeständnisse mit ihr abzufinden sucht, die überhaupt die Losungen der modernen Wissenschaftlichkeit, der speculativen wie der geschichtlichen, in ihrem Schilde führt, und ihre Anschauungen durch Geistreichthum, Scharfsinn, Gelehrsamkeit und alle Bildungsmittel der Zeit zu empfehlen weiß; mit einer Richtung, der es aber an gesundem einfachem Wahrheitssinn fehlt, die an jüdische und christliche Ueberlieferungen, überhaupt die in kirchlichen Kreisen herrschenden Anschauungen innerlich gebunden, was sie von denselben abzulassen sich gedrungen fühlt durch überreiche religiöse Nahrung für die Phantasie und die Begierde nach einem außerhalb aller menschlichen Anschauung und Erfahrung liegenden und für das sittliche Leben unfruchtbaren höheren, geheimen Wissen, einer neuen Gnostik zu ersetzen, und dadurch die Geschichte des Reiches Gottes anziehender und das einfache Brod des Lebens schmackhafter zu machen sucht. Ihr gegenüber hielt es H. für seine Pflicht nicht nur „die Errungenschaften der ächten Wissenschaft, besonders unsrer geschichtlichen und exegetischen Forschung, gegen eine Verfälschung derselben zu wahren, die in allen die sich von ihr bezaubern lassen den Geist gesunder Geschichtsbetrachtung und Schriftauslegung gründlich und auf Zeitlebens verderben muß", sondern auch die nüchterne und ein-

*) Die Streitschrift ist zuerst als Abhandlung in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft u. s. w. im Augustheft 1861 erschienen; dann in verbesserter Gestalt als besondere Schrift unter dem Titel: Die heutige theosophische oder mythologische Theologie und Schrifterklärung; ein Beitrag zur Kritik derselben. Berlin 1861.

fache biblische Heilslehre, insonderheit die sittliche Einfachheit und Strenge des alttest. Gottesglaubens vor einer Ueberwucherung durch mythologisirende Phantastik und müßige theosophische Speculationen zu sichern. — Allerdings ist seine Schrift keine Charakteristik jener durch Hofmann, Baumgarten, Kurtz, Delitzsch u. andere vertretenen Richtung, sondern nur, wie der Titel sagt, ein „Beitrag zur Kritik derselben". H. hat hier nicht, wie er es sonst zu thun gewohnt war, auch das Gute und Berechtigte in ihren Bestrebungen und die Verdienste hervorgehoben, die sie sich bei allen Verirrungen namentlich um die tiefere Erkenntniß des Entwickelungsgangs der Heilsgeschichte und der Bedeutung ihrer einzelnen Stadien erworben hat; sondern er faßt nur ihre krankhaften Auswüchse ins Auge und weist in schneidender Schärfe die weder biblisch noch kirchlich christlichen, und ebensowenig wissenschaftlichen Principien nach, aus welchen dieselben hervorgewachsen sind. Aber sein scharfes Wort ist eine bittre Arzenei für eine wirklich vorhandene Krankheit und eine nöthige und zeitgemäße Warnung vor einer schweren Gefährdung nicht nur der ächten Wissenschaftlichkeit, sondern auch der ethischen Bedeutung und Kraft der Theologie, namentlich der biblischen, und damit auch der Gesundheit und Kräftigkeit des Lebens der Kirche. Jedenfalls konnte H. mit vollster Wahrhaftigkeit sagen, daß er auch bei Abfassung dieser scharfen Streitschrift einer inneren Nöthigung, dem Bewußtsein zum Kampfe für das wahre biblische Christenthum und die ewigen Grundlagen aller Religion verpflichtet zu sein, gefolgt sei. —

Daß in seinem Kampfe mit der Reaction die Kraft und Lebendigkeit der Gesinnungen und Ueberzeugungen, welche ihn zum Zeugen für den christlichen und kirchlichen Glauben und zum Vertheidiger der kirchlichen und staatlichen Rechtsordnungen gemacht hatten, ungeschwächt geblieben war, bekundete die Stellung und Haltung die er in den letzten Jahren seines Lebens zu den kirchlichen und politischen Zeitbewegungen einnahm; wie er ein entschiedener Gegner der demokratischen Oppositionspartei blieb, so wollte er auch mit der kirchlichen Agitationspartei nichts zu thun haben, die in ihren Mitteln nicht wählerisch, die Bundesgenossenschaft mit dem bildungsstolzen Unglauben, der über das Christenthum der Apostel längst hinausgeschritten zu sein wähnt, nicht verschmähte und die Massen zum Sturm gegen die bestehenden kirchlichen Ordnungen

aufrief. Ueberhaupt hat er sich in die seit Anfang dieses Jahrzehntes in neuer Heftigkeit entbrannten Parteikämpfe nicht eingemischt. Die Erklärung einer Anzahl hiesiger Professoren gegen den im Frühjahr 1862 ergangenen Wahlerlaß des Cultusministers hat er zwar im Interesse der Freiheit des Gewissens und der selbständigen politischen Ueberzeugung unterzeichnet und gegen einen Angriff öffentlich gerechtfertigt*). Sonst aber fühlte er sich nur gedrungen noch einmal von den religiösen und sittlichen Grundüberzeugungen, von denen sein politisches Verhalten und seine Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse stets getragen war, Zeugniß zu geben, und zu zeigen daß man aus der heiligen Schrift und namentlich aus den prophetischen Büchern des Alten Testamentes auch für das politische Verhalten die beste Belehrung und richtigsten Normen gewinnen könne. In dieser Absicht schrieb er seinen trefflichen Aufsatz „die Politik der Propheten des Alten Testaments in ihrer Wahrheit und Anwendbarkeit für alle Zeiten, namentlich für unsre Zeit", der als ein nur etwas weiter ausgeführter Abschnitt aus seinen Vorlesungen über Jesajas zugleich ein Beleg dafür ist, daß er es nicht versäumte seinen Zuhörern die praktische Bedeutung der zu erklärenden alttest. Schriften auch nach den Seiten hin zu veranschaulichen, welche von der großen Mehrzahl der Theologen übersehen und vernachlässigt zu werden pflegen. —

Seine letzte von ihm selbst veröffentlichte Arbeit war das schöne Denkmal, das er seinem ihm am 6ten Mai 1865 vorangegangenen Freunde Mallet in einem ebenso treuen und lebensvollen, als in warmer Liebe und Bewunderung ausgeführten Charakterbilde setzte**). Hier hat er noch einmal öffentlich bekundet, welche Anziehungskraft ein frisches, gesundes und kräftiges Glaubensleben für ihn hatte, auch wenn es ihm in einem Manne von ganz andern theologischen Ueberzeugungen entgegentrat, und wie sehr er ein lebendiges, aus den Tiefen des göttlichen Wortes geschöpftes und aus vollem Herzen und eigenster Erfahrung abgelegtes Zeugniß von dem Heile in Christo Jesu zu schätzen wußte. Geistliche finden in dem anziehenden Schrift-

---

*) Neue Hallesche Zeitung 1862 Nr. 96 Beilage.

**) D. Friedrich Mallet. Ein Bild zur Erinnerung gezeichnet von D. H. Hupfeld. Bremen 1865. Bald nach der Veröffentlichung erschien ein zweiter verbesserter und vermehrter Abdruck.

chen viel Beherzigenswerthes; auf eine Stelle, in welcher H. ernst und wohlmeinend vor einer mit ihrem Berufe verbundenen Gefahr warnt, der nur zu viele erliegen, möge besonders hingewiesen sein (S. 20 ff.). „Auch das schönste und heiligste — sagt er unter andern — was von menschlichen Lippen fließt, kann mit der Zeit zur Phrase werden. . . . Indem der Geistliche durch seinen Beruf genöthigt wird das Wort Gottes so oft Anderen vorzuhalten, und diejenigen Wahrheiten und Vorstellungen die am meisten unter allen geeignet sind die Herzen der Menschen zu bewegen, zu erschüttern und Mark und Bein zu durchdringen, stets bereit zu haben und im Munde zu führen, kommt es nur zu leicht dahin daß sie ihre Schauer und Schrecken allmälig für ihn selbst verlieren, und ihre Kraft und Wirkung auf sein eignes Herz einbüßen oder abstumpfen; und daß die stete Richtung seiner Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf Andere ihn von der Achtsamkeit auf sich selbst abzieht, und während er an anderen Herzen arbeitet, er das eigne verwahrlost und das Unkraut darin unbemerkt aufschießen läßt. . . . Meine Beobachtungen und Erfahrungen haben mich gelehrt wie viele der begabtesten Geistlichen dieser Gefahr erliegen, und wie herrschend in unsrer Zeit auf allen Gebieten die Seuche des gewohnheitsmäßigen gedankenlosen Wortemachens geworden ist, die mehr als alles andre dazu dient die Gewissen gegen die Kraft der Wahrheit abzustumpfen, und dem redlichen Kampf um eine ernste tiefere Ueberzeugung abgeneigt zu machen; und die Leichtigkeit erklärt womit jetzt auf ein gegebenes Signal massenweise „Zeugniß“ und „Bekenntniß“ — manchmal dicht hintereinander in entgegengesetzter Richtung — abgelegt wird.“ —

Als er diese Worte schrieb dachte er nicht daran daß bald das Signal zu einem solchen Zeugniß gegen ihn selbst gegeben werden sollte, wiewol er, seit er die Blößen der „kirchlichen Reaction“ und der modernen Apologetik, besonders in der Behandlung des A. T.'s, so schonungslos aufgedeckt hatte, sich auf dergleichen gefaßt gemacht hatte. Anfangs Oktober 1865 von einer Ferienreise zurückgekehrt fand er in verschiedenen Blättern eine Eingabe einer Anzahl von Geistlichen aus dem Ravensbergischen an das Cultusministerium, in welcher behauptet war: notorisch fehle es an der hiesigen Universität den Studirenden der Theologie (eine Vorlesung des H. Dr. Tholuck „etwa“ ausgenommen) an Gelegenheit „die Auslegung des Alten Testaments auch in der Weise zu hören, daß es als göttliche

Offenbarung aufgefaßt und hingestellt werde", weßhalb um baldmöglichste Berufung eines alttest. Exegeten „welcher dasselbe als Offenbarung Gottes behandle" gebeten wurde. Die weitere Motivirung der Bitte ließ keinen Zweifel darüber, daß den vorhandenen Vertretern der alttest. Exegese in der hiesigen theologischen Facultät der Glaube an Gottes Offenbarung im Alten Testamente überhaupt abgesprochen werden sollte. In der Ueberzeugung daß wir es nicht nur uns selbst und unsrer amtlichen Stellung, sondern auch unsrer Universität schuldig seien, zu einem solchen in die Oeffentlichkeit gekommenen Vorwurf nicht zu schweigen, gab H. in Gemeinschaft mit dem Schreiber dieser Blätter eine in der Hauptsache von H. entworfene öffentliche Erklärung *) ab, in welcher jene Anklage als eine Unwahrheit bezeichnet und unter Berufung auf unsre Schriften und unsre Lehrwirksamkeit bezeugt war, „daß wir nicht nur in dem Alten Testament eine göttliche Offenbarung in Wort und That anerkenneten, deren wahren Charakter mit allen uns zu Gebot stehenden Mitteln in das Licht zu stellen das Ziel unsrer Berufsthätigkeit sei, sondern daß wir auch ihren Inhalt als die ewige Grundlage aller wahren Religion gegen altes und neues Heidenthum nach Kräften herauszustellen und zu vertheidigen bemüht seien." Da wir uns aber nicht verhehlten daß der eigentliche Kern der Anklage unserm historisch-kritischen Standpunkte galt, so unterließen wir es nicht die runde und offene Erklärung beizufügen, daß wir allerdings „die kritische Erforschung der Entstehungsgeschichte und der menschlich-zeitlichen Form des Alten Testaments für unsre Pflicht und unser gutes Recht hielten." Trotzdem wurde von zwei entgegengesetzten Seiten her, von Dr. Schenkel (Allg. kirchl. Zeitschrift 1866 H. 1) und von Dr. Hengstenberg (im Vorwort der Evang. Kirchenzeitung von 1866) unsrer Erklärung der Vorwurf gemacht daß die „männliche Offenheit" darin vermißt werde. Man muß sich vergegenwärtigen wie sehr H. in seinem ganzen Leben darnach gestrebt hatte ohne alle Rücksicht auf persönliche Interessen und auf Gunst oder Ungunst von oben oder unten offen und ehrlich seine Ueberzeugungen zu vertreten, und wie gerade seine „männliche Offenheit" ihn manches Opfer bittrer Erfahrungen gekostet und seinen Lebens-

---

*) Neue Evangel. Kirchenzeitung 1865 Nr. 40. Allgemeine Kirchenzeitung 1865 Nr. 79.

weg zuletzt ziemlich einsam gemacht hatte, um zu begreifen, wie schmerzlich gerade dieser Vorwurf ihn berührte; während alle andern damit verbundenen Angriffe und Kränkungen ihn wenig anfochten, konnte er mir eine Verwahrung gegen diesen Vorwurf nur mit bewegter Stimme und im Ton schmerzlichster Wehmuth vorlesen. Dieselbe ist, nachdem ihr die Redaction der allg. kirchl. Zeitschrift die Aufnahme versagt hatte, ungedruckt geblieben*). Und ebenso kam auch H.'s Absicht in einem besonderen Schriftchen eine umfassendere Darlegung und Begründung seines Glaubens an Gottes Offenbarung und das göttliche Ansehen der heiligen Schrift von dem Standpunkt freier historisch-kritischer Schriftforschung aus zu geben, nicht mehr zur Ausführung; nur ziemlich umfangreiche aus Excerpten und Notizen bestehende Vorarbeiten und ein kleines Bruchstück davon fanden sich in seinem Nachlasse. — Jetzt bedarf er keiner Vertheidigung mehr; sein nun abgeschlossenes Leben und Wirken ist seine beste Rechtfertigung. Wir vergegenwärtigen uns noch einmal den Charakter, den er darin, stets sich selbst treu bleibend, bewährt hat, und der hoffentlich auch aus unsrer Darstellung dem Leser entgegengetreten ist.

Unter sein lithographirtes Bild (welches übrigens mehr die Klarheit und reiche Begabung des Geistes als die Festigkeit und entschlossene Energie des Charakters, die sich in seinen Zügen ausprägten, hervortreten läßt) hat H. als Wahlspruch die Worte geschrieben: „Der Kampf für Wahrheit und Recht ist nichtig ohne Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit." Er hätte kein für seinen Charakter bezeichnenderes Wort wählen können. Um die Wahrheit und das Recht war es ihm sein Lebenlang zu thun; in seltener Geradheit, Aufrichtigkeit und Energie war das tiefe Verlangen seiner Seele von Jugend an darauf gerichtet in allem was sein Interesse in Anspruch nahm eine sichere und klare Erkenntniß des Wahren und Rechten zu gewinnen, und sie sich durch keine vorgefaßte Meinung und durch keine Rücksicht auf das was ihm selbst oder andern lieb und angenehm wäre, verdecken oder trüben zu lassen. Sein feines und sicheres Wahrheits- und Rechtsgefühl war die Frucht der aus

*) Meine Entgegnung auf die Auslassungen Hengstenbergs findet sich in der Neuen Evang. Kirchenzeitung 1866 Nr. 8.

diesem lautern und ernstlichen Verlangen entsprungenen sittlichen Uebung. Was er aber als wahr und recht erkannt hatte, das sprach er auch mit rückhaltsloser Offenheit, ohne sich von voraussichtlichem ungünstigem Eindruck und Erfolg auch nur im geringsten beirren zu lassen, aus; das machte er mit der ihm eigenen Energie vor Freunden, wie vor Gegnern, nach oben wie nach unten geltend; dafür kämpfte er mit entschlossenem Muthe und streitbarer Tapferkeit in freimüthigem, kräftigem, dem Gegner hart zusetzenden, jedoch nie auf augenblicklichen Fechtervortheil berechneten, sondern auf den Kern der Streitsache gerichteten Wort; in solchem Dienst und Kampf für Wahrheit und Recht war er zu jedem persönlichen Opfer bereit, aber auch voll der gewissen Zuversicht daß die Unwahrheit und das Unrecht sich nimmermehr auf die Dauer würden behaupten können.

Seine Liebe zur Wahrheit machte ihn zu einem abgesagten Feind aller Phrasen und alles Scheines; rhetorisches Pathos und dialektische Künste, angenommene Amtsmienen und gewohnheitsmäßige Salbung der Rede, einschmeichelndes Benehmen und affectirte Gefühlserregungen verfehlten bei ihm gänzlich ihre Wirkung. Auch in die glatten Formen des geselligen Verkehrs konnte und wollte er sich nicht einlassen; ihre Gewandtheit und conventionelle Freundlichkeit war in seinen Augen Unnatur und Lüge. Lieber wollte er anstoßen, als sich nicht ganz so geben wie er war, lieber die Empfindlichkeit andrer verletzen, als auf den ungeschminkten und unzweideutigen Ausdruck seiner Ueberzeugungen verzichten. Ein solcher Mann konnte nicht durch das Leben gehen ohne sich durch seine Offenheit und Geradheit manchen zu entfremden und denen, die mit ihm zu verkehren hatten, zu manchen Klagen über die Ecken und Kanten seines Wesens Anlaß zu geben; wir wollen nicht in Abrede stellen, daß wol manchmal solche Klagen nicht unbegründet gewesen sind; die Energie mit der er seine Ueberzeugnngen geltend machte, ließ wol dann und wann das liebevolle Eingehen auf die Anschauungen anderer und die ihrer Eigenart schuldige Schonung vermissen; seine Geradheit konnte unter Umständen zur Rücksichtslosigkeit, die Strenge mit der er an alles den Maaßstab des Rechts und der Wahrheit anlegte, zur schneidigen, der Billigkeit vergessenden Schärfe werden; auch gab er, wenn er einmal einen selbstischen Sinn oder Menschenfurcht und Menschengefälligkeit an jemanden bemerkt zu haben glaubte, leicht einem gewissen Mißtrauen Raum. Aber er war auch, sobald

ein begangenes Unrecht ihm zum Bewußtsein gekommen war, von Herzen bereit es unumwunden einzugestehen und nach Kräften wieder gut zu machen; und immer war es ihm nicht um Geltendmachung seiner Person, sondern um die gute Sache, die er im Auge hatte, zu thun. — Am meisten bethätigte er die Rückhaltslosigkeit seiner Wahrhaftigkeit gegen seine Freunde, um so mehr, je näher sie ihm standen und je theurer sie ihm waren. Ihnen gegenüber konnte er am wenigsten was ihm auf dem Herzen lag verschweigen und dissimuliren. Dadurch wurde er, wie er sich selbst wohl bewußt war, nicht selten „ein etwas beschwerlicher Freund" und that denen wehe, deren Freundschaft ihm doch über alles werth und denen er von ganzem Herzen und in unerschütterlicher Liebe und Treue zugethan war*). Daß aber auch er selbst im Verkehr mit Freunden diese rückhaltslose Offenheit mit mancher schmerzlichen Erfahrung bezahlen mußte, läßt sich denken. „Es ist hart — schrieb er in einem solchen Falle — bei dem Bewußtsein seiner Treue und Ergebenheit so zurückgestoßen zu werden, und das schmerzlichste was mir seit lange widerfahren ist, so daß ich seit mehreren Tagen und Nächten in einer beständig fortwurmenden Bewegung bin". Aber auch solche Erfahrungen machten ihn nicht vorsichtiger und zurückhaltender; denn er hielt es eines ächten, gesunden Freundschaftsverhältnisses unwürdig, den gegenseitigen rückhaltslosen Austausch der Ueberzeugungen und Empfindungen nicht vertragen zu können. Lieber wartete er, wenn ihm eine Verständigung nicht gleich gelingen wollte, eine Gelegenheit ab, bei welcher er dem Freunde seine wankellose Treue und Zuverlässigkeit überzeugend beweisen, und dadurch die zeitweilige Störung des Verhältnisses überwinden konnte. — Von der bewunderungswürdigen Wahrhaftigkeit und Lauterkeit seines Charakters

---

*) Das hat z. B. auch der von ihm überaus hochgeschätzte und innig geliebte Jakob Grimm erfahren, als ihm H. nach der Entlassung der Göttinger Sieben (1837) bei aller lebhaften Theilnahme an dem unverdienten Loose dieser ihm theilweise näher befreundeten Ehrenmänner und bei aller Entrüstung über das Verfahren der hannöver'schen Regierung, doch neben tröstenden und ermunternden Worten eine Auseinandersetzung über das, worin auch die Sieben nach seiner Meinung gefehlt hatten, nicht ersparen konnte. Noch mehr aber erfuhr es sein Busenfreund Bickell, nachdem er als Ministerialvorstand durch die Macht der politischen Verhältnisse zu Maaßregeln gedrängt worden war, die H.'s treues Freundesherz mit der größten Besorgniß und der schmerzlichsten Bekümmerniß erfüllten.

wird nicht leicht jemand eine lebendigere Anschauung haben, als wer ihm, wie Schreiber dieses, nicht nur eine Reihe von Jahren nahe stehen durfte, sondern auch seine vertrautesten Herzensergießungen im Briefwechsel mit den ihm am nächsten stehenden aus allen Perioden seines Lebens mit seinem öffentlichen Auftreten vergleichen konnte. Aber noch mehr als diese Tugend selbst ehrt den Vollendeten das Urtheil, welches er in Bezug auf sie über sich selbst fällte. Als ein Freund etwas taktlos öffentlich von ihm gesagt hatte „daß er in seinem ganzen Leben nicht nur kein unwahres Wort geredet, sondern auch keine unwahre Miene gemacht habe", antwortete er: „Das ist das ehrenvollste Zeugniß das Sie mir geben können, und so könnte ich stolz darauf sein: aber es hat mich beschämt, weil ich nur zu sehr fühle wie viel daran fehlte es zu verdienen. Und ist wol überhaupt ein Mensch der sich dessen rühmen könnte? Dazu würde gehören daß er keine Schwäche, keine Unlauterkeit zu verstecken hätte: denn wo eine solche sitzt, die scheuet das Licht und hasset die Wahrheit; und wie viele sitzen dergleichen in dem gebrechlichen Menschen! Aber etwas haben Sie wol damit getroffen: denn wahrhaft zu sein ist allerdings immer mein Streben gewesen und ein ehrlicher Mann zu bleiben unter den Grimassen dieser Welt hat mir für das höchste Lob gegolten. Ich habe von jeher eine unüberwindliche Abneigung gefühlt gegen den Geist der Lüge und Unwahrheit der unser gesellschaftliches Leben immer mehr durchdringt und vergiftet, und eine standhafte Opposition dagegen geübt; ich bewache ängstlich meine Worte und Geberden um nicht jenem Geist zu verfallen und mich der Welt gleichzustellen, um so mehr da die Lebhaftigkeit und der rednerische Trieb meiner Natur mich stets in diese Gefahr bringt; und dieser Kampf hat wol den meisten Antheil an der Sprödigkeit und vielgetadelten Schroffheit meiner Haltung, die ich wol nicht mehr ablegen werde und die mich verhindert jemals ein beliebter Mann zu werden" *).

Wahrheit und Recht waren auch die Leitsterne für seine Haltung im öffentlichen Leben. Zwar hat er nie eine politische und auch keine eigentlich kirchliche Berufsstellung eingenommen; aber ein politischer und kirchlicher Charakter ist er gewesen, wie wenige; und bei seiner lebhaften Theilnahme für das Wohl und Wehe der Ge-

*) Vgl. Volksblatt 1849 Nr. 10 und 25.

meinschaft und seinem inneren Drange ihr so viel in seinen Kräften stand zu dienen, bot sich ihm manche Gelegenheit sich als solchen zu bewähren. Sein Rechts- und Wahrheitssinn machte ihn zum entschiedenen Gegner aller revolutionären Gelüste und agitatorischen Umtriebe, ließ ihn dabei aber auch das Gute und Berechtigte in den von ihm bekämpften Zeitbewegungen klar erkennen und unumwunden anerkennen. Weil es ihm ernstlich um die Aufrechthaltung der Rechtsordnungen zu thun war kämpfte er für die Autorität der Regierung und forderte von ihr energische Handhabung der Gesetze, verurtheilte aber auch ebenso entschieden alle absolutistischen Uebergriffe und scheute sich wo er dazu berufen zu sein glaubte, nicht vor der energischsten Opposition. Selbst auf die sieghafte Macht der Wahrheit und des Rechts zuversichtlich vertrauend, forderte er von den leitenden Behörden in Staat und Kirche gleiches Vertrauen; daher seine Feindschaft gegen büreaukratische Bevormundung und Vielregiererei; in diesem Vertrauen hat er sein Lebenlang in Staat und Kirche die Sache der Freiheit verfochten; keiner Corporation wollte er die ihr gebürende Selbständigkeit verkümmert, keinen Beamten zum willenlosen Organ der Regierung erniedrigt, keine geistige Bewegung gewaltsam niedergehalten, keiner ehrlichen Ueberzeugung die Freiheit sich ohne Beeinträchtigung fremder Rechte geltend zu machen versagt sehen. — Den Gang der Ereignisse mit reger Aufmerksamkeit verfolgend ließ er sich in seiner Beurtheilung des Verhaltens der Regierungen und der Parteien nie durch augenblickliche scheinbare oder wirkliche Erfolge, oder durch herrschende Stimmungen und Strömungen bestimmen; der Beifall der Menge, ebenso wie Zeugnisse, Proteste und Erklärungen, die auf ein gegebenes Signal massenhaft abgegeben wurden, konnten ihn nur mißtrauisch machen; mit um so unerbittlicherer Strenge legte er dann den Maaßstab an, den ihm sein Wahrheits- und Rechtsgefühl darbot. Sein Urtheil konnte manchmal allzu scharf ausfallen, weil er geneigt war alles was er mißbilligen mußte, auf Principien zurückzuführen und die in den factischen Verhältnissen liegenden Nöthigungen, Hindernisse und Schwierigkeiten, wider die manchmal der redlichste Wille und die männlichste Energie erfolglos ankämpft, nicht gehörig in Rechnung zu bringen. Aber doch hat er sich kaum jemals über den wahren Charakter der Erscheinungen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens getäuscht. — Seinen Grundsätzen blieb er unerschütterlich treu;

auch im Kampfe mit Gegnern begriffen, ließ er sich zu keinerlei Abweichung von denselben drängen oder fortreißen; und er machte mit ihnen vollen Ernst auch wenn sie gegen seine Freunde und Gesinnungsgenossen sich wendeten und Gegnern zu gute kamen, von denen er sich durch eine tiefe Kluft geschieden fühlte. Sein Recht und die ihm gebürende Freiheit wollte er dem Demokraten wie dem Regierungsmann, dem Freigemeindler wie dem Orthodoxen und dem Jesuiten weder durch Policeimaaßregeln noch durch die Tyrannei herrschender Parteien verkümmert sehen*). Daher hat er auch nie einer Partei angehört; nie schwankend und haltungslos hat er doch bald für die eine und bald für die andre eine gute Sache vertreten, am liebsten aber der unterdrückten sich angenommen; denn keine Parteifahne sondern allein das Panier der über allen Parteien stehenden ewigen sittlichen Ordnungen wollte er hoch halten. Wir können uns nicht versagen eine Stelle aus einem im März 1847 an Bickell geschriebenen Briefe mitzutheilen, in der er sich selbst über seine Haltung in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens ausspricht. „Dies Gefühl für Wahrheit und Recht — schreibt er — ist das köstlichste Kleinod das ich besitze, das beste was an mir ist; ich verdanke ihm in einer langen Reihe von Jahren und unter den größten Schwankungen der Verhältnisse und Stimmungen um mich her eine feste Haltung und nie schwankende oder unentschiedene Gesinnung; — ich darf mich vor allem auf Dich berufen, aber auch auf deine und meine Freunde und Bekannte in Hessen: ihr habt die vielfältigsten Proben davon; ich darf getrost fragen: wann hat je eine gute Sache, ein gutes Recht, sei es des Fürsten und der Regierung oder des Landes und Volkes, der Kirche oder des Staates, bei mir nicht Anklang oder begeisterte Theilnahme und wo es galt entschiedene Vertretung gefunden; oder umgekehrt wann hätte eine schlechte Sache, eine Gemeinheit, ein Wahn der Menge mich

*) Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch an sein im Januar 1862 (im hallischen Tageblatt) veröffentlichtes „unparteiisches Wort zur Verständigung über die angeregte Jesuitenfrage", in welchem er zugleich seinen treuen, gleichgesinnten Freund, den H. Major von Polenz in Schutz nahm, der als ein auf die siegende Macht der Wahrheit zuversichtlich vertrauender eifriger Anwalt voller Religionsfreiheit, durch seine Erklärung daß auch die Jesuiten nicht durch policeiliche Ausweisung, sondern nur mit geistigen Waffen bekämpft werden sollten, die öffentliche Meinung wider sich aufgeregt hatte.

bestochen und hingerissen, oder mir nur eine augenblickliche Sympathie eingeflößt? Gewiß ich darf etwas auf diese innere Stimme bauen, die mich so lange stets richtig geleitet, und sich auch vor andern als eine, wenn auch oft in ihren Aeußerungen heftige und ungeberdige, so doch in ihrer Richtung unerschütterliche Magnetnadel erwiesen hat." —

Im Berufsleben zeigte sich sein Rechts- und Ordnungssinn als pünktlichste, der eigenen Bequemlichkeit in keiner Weise nachgebende Gewissenhaftigkeit in Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten, als strenges Halten auf Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften und auf einen geregelten Geschäftsgang, als völlige Zurückstellung aller persönlichen Wünsche, Neigungen und Rücksichten hinter die Interessen der Gemeinschaft, die er zu wahren hatte, und als gerade auf das Ziel losgehende, energische und beharrliche Verfolgung dessen was nach seiner Ueberzeugung recht und zweckmäßig war.

Seine unbestechliche Wahrheitsliebe war auch die Seele seiner wissenschaftlichen Thätigkeit; sein Trieb überall selbst auf die Quellen zurückzugehen, seine sprüchwörtlich gewordene Gründlichkeit, sein klarer Blick in den Thatbestand und seine vorurtheilslose Würdigung desselben, seine feste, sichere Untersuchungsmethode und seine zähe, selbstverleugnende Ausdauer machten ihn zu einem ächten Forscher, der keine wissenschaftliche Aufgabe in Angriff nahm, ohne sie ihrer Lösung näher zu bringen. Dabei galt ihm nichts was mit der gestellten Aufgabe zusammenhieng als zu unbedeutend oder zu entlegen um auf sorgfältige Erforschung Anspruch zu haben. „L' alte non temo, e l' umili non sdegno (Gierus. lib. II, 46), dieser Spruch des ächten Rittersinns im Munde der edlen Clorinde — so schrieb er, wie es scheint in ein Album — ist zugleich die Devise für den heiligen Kriegsdienst der Wahrheitsforschung, die hier lautet:

> Zu den hohen Fragen unverzagt, aber auch zu den niedrigen unverdrossen!

Denn das Gedeihen der wissenschaftlichen Forschung beruht vornehmlich darauf daß mit der Begeisterung, die den höchsten Fragen kühn ins Auge sieht, die Selbstverleugnung sich verbindet, die sich die niedrigsten und unscheinbarsten nicht verdrießen läßt. Unsrer Zeit muß man besonders den letzten Theil der Devise zurufen. Der erste steht keinem an, der nicht schon im letzten bewährt ist". Er selbst ist dieser Devise allezeit treu geblieben. In seltener Stärke

war in ihm der Trieb zu der scrupulös genauesten Detailforschung mit dem Streben immer höhere Gesichtspunkte der Betrachtung und umfassendere Aussichten zu gewinnen vereinigt. Unter dem Widerstreit dieser entgegengesetzten Triebe hat er aber auch nicht wenig gelitten; bitter klagte er oft über den „Dämon", der ihn nöthige viele kostbare Zeit auf das Grübeln über Dinge zu verwenden, die andern wenig Sorge machten, und dessen Macht er sich nicht entziehen könne auch wenn er ihn in unfruchtbare Wüsten führe. In der That hätten auch seine ausgezeichneten Forschergaben ohne allen Zweifel für die alttest. Wissenschaft noch viel reichere Frucht getragen, wenn es ihm gelungen wäre der Macht dieses „Dämons" mehr Herr zu werden und der mikrologisch genauen Erforschung des minder wichtigen nicht unverhältnißmäßig viel Zeit und Kraft zu widmen. Es kam dazu daß sein wissenschaftliches Interesse und seine Forscherarbeit auf verschiedene, zum Theil weit auseinanderliegende Gebiete sich ausdehnte, und daß er auch in der Darstellung auf einen streng bei der Sache bleibenden, wohlgeordnet fortschreitenden Gedankengang und eine kräftige den Nagel auf den Kopf treffende Ausdruckswahl bis herab zur consequenten Durchführung seiner rationellen Interpunction eine scrupulöse Sorgfalt verwendete. So kam es daß er meist nur Abhandlungen und Gelegenheitsschriften und nur ein größeres Werk veröffentlichte. Aber wenn auch seine schriftstellerische Lebensarbeit nicht die Ausdehnung gewonnen hat, die man wünschen möchte und die er ihr noch geben zu können hoffte, so sichert ihm doch ihre innere Bedeutung eine der ersten Stellen unter den Männern, die sich in unsern Tagen um die Förderung einer gesunden Entwickelung der alttest. Wissenschaft verdient gemacht haben. —

Wir haben bisher nur dasjenige in dem Charakter H.'s hervorgehoben, was in seinem Leben und Wirken jedem, auch dem Fernerstehenden deutlich erkennbar entgegentrat und auch von Gegnern anerkannt worden ist. Sein innerstes Wesen aber ist gerade in der letzten Periode seines Lebens von vielen verkannt worden; sie sahen wol wie ernstlich es ihm um Wahrheit und Recht zu thun sei, aber nicht die kräftige und gesunde Wurzel dieser sittlichen Tugend in dem Heiligthume seines Herzens; sie erkannten in ihm wol den Mann des Gewissens, aber nicht daß er dies nur war als ein Mann voll lebendigen, tiefgegründeten Glaubens. Seine Gewissenhaftigkeit wurzelte durchaus in der Lebendigkeit seines Gottesbewußt-

seins; seine Heilighaltung der Wahrheit und sein Eifer sie als ein Heiligthum gegen Feinde und unberufene Vertheidiger zu wahren, entsprang aus der tiefen Ueberzeugung, daß sie aus Gott sei, und daß Gott nur an der Wahrheit und Wahrhaftigkeit Gefallen habe; sein strenges Halten auf das Recht und sein Vertrauen auf die Macht desselben ruhte auf dem Glauben daß es ein Ausfluß und Wiederschein der göttlichen Weltordnung in der Menschenwelt sei, und daß der lebendige Gott seine Ordnungen handhabe unter den Menschen. Aus der zuversichtlichen Gewißheit daß an Gottes gerechtem Regiment alle Macht und aller Witz und alle zeitweiligen Erfolge menschlicher Ungerechtigkeit zu Schanden werden müßten, entsprangen auch seine Vorhersagungen über den Gang der Ereignisse, die sich fast durchaus bewahrheitet haben. Auch sonst konnte man, wenn er in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens seine Stimme erhob, durch den Inhalt und Ton seiner Rede oft an die alttest. Propheten erinnert werden, in deren Geist er sich eingelebt, und deren Glaube in einer Kraft in ihm lebendig geworden war, wie in wenigen; — wie er denn auch dem lebendigen Christen als einem Vertreter der ewigen göttlichen Wahrheit und Streiter für das Reich Gottes ausdrücklich einen prophetischen Beruf zugeschrieben, und darauf das Recht und die Pflicht zur thätigen Theilnahme an den Aufgaben und Kämpfen des politischen Lebens gegründet hat.

Bei solcher Grundrichtung seines Sinnes hat er sich denn auch in seinem Berufe, obschon sich seine literärische und seine Lehrthätigkeit viel im Vorhof zum Heiligthume bewegte, als ein Theologe im ganzen und vollen Sinn des Wortes, als ein wahrer Doctor theologiae et scripturae sacrae erwiesen. Freilich nicht im Sinn und nach dem Herzen kirchlicher Autoritäts- und Traditionstheologie. „Man braucht — schrieb er einmal — jetzt viel den Shakspeare'schen Spruch „ja und nein ist keine gute Theologie". Ich aber sage: das ist keine gute Theologie, die den Zweifel, die Anfechtung nicht kennt. Die schlechteste Theologie ist aber der todte Glaube, der blos im Kopf sitzt, jene blutlose Orthodoxie, die das was Herz und Leben neugebären soll nur als eine Wissenschaft und Wortkunst und als Stoff zum Disputiren betrachtet, deren Blüthezeiten immer die unfruchtbarsten und traurigsten in der Kirche gewesen sind. Die wahre Theologie ist diejenige die aus dem lebendigen Glauben des Herzens fließt, der von Gott nicht blos weiß,

sondern ihn hat und erfährt, in ihm lebt und webt, eingeflößt von dem Geiste Gottes, der uns unsrer Gotteskindschaft gewiß macht. Dieser Glaube allein ist der seligmachende Glaube; von ihm allein sind die großen Thaten im Reiche Gottes gethan worden. Er vereint, während der todte Glaube trennt. Der Eifer für Rechtgläubigkeit und genaue Bestimmung der Lehre führt nicht zu diesem lebendigen Glauben, sondern leicht davon ab; denn er erkältet das Herz, und verleitet es das was zu seiner Bekehrung gesagt ist zu einer bloßen Belehrung des Kopfes zu machen." Der letzte Zweck des energischen Kampfes den er gegen die Orthodoxie geführt hat, war die consequente praktische Durchführung der Ueberzeugung, daß ein bloßes Fürwahrhalten nicht für Glauben oder als für den Glauben wesentlich ausgegeben werden dürfe, und daß es im Christenthum in erster Linie nicht auf das Dogma, sondern auf die Gesinnung ankomme. Dabei betonte er allerdings vorzugsweise die schon im Alten Bund vorhandenen Grundlagen und Voraussetzungen wie aller wahren Religion so auch alles lebendigen und gesunden Christenthums; nicht als ob das specifisch Christliche nicht seine Bedeutung für sein inneres Leben gehabt hätte, sondern weil er der Ueberzeugung war daß es in unsrer Zeit vor allem noth thue jene Grundlagen wiederzugewinnen, wenn auf der einen Seite die herrschende Gleichgiltigkeit und Entfremdung gegen Christenthum und Kirche überwunden und auf der andern Seite das vorhandene christliche und kirchliche Glaubensleben von seiner Schwächlichkeit und Krankhaftigkeit geheilt, und durch die ihm nur zu häufig mangelnde Gewissensenergie in Erfüllung der sittlichen Aufgaben zu voller Wahrhaftigkeit, Gesundheit und Kraft kommen solle; überdies war er auch durch seinen Beruf gerade hierauf besonders angewiesen.

Wie zu der todten Rechtgläubigkeit, so stellte ihn sein lebendiger Herzensglaube und seine tiefe Ueberzeugung daß es „ohne Wiedergeburt weder wahres Christenthum noch eine wahre Theologie gebe" auch in entschiedenen Gegensatz zu der Verstandesaufklärung und glaubenslosen Moral des Rationalismus; wie er denn überhaupt „alle wahre und wesentliche Verschiedenheit in Sachen der Religion" auf den Unterschied zurückführte ob man den lebendigen Gott kenne und habe oder einen todten (einen Götzen) und ob der Glaube ein lebendiger sei oder ein todter. —

Als wesentliches Moment des Glaubens an den lebendigen

Gott betonte H., neben der Ueberzeugung daß Gott seine Ordnungen in der Geschichte und im einzelnen Menschenleben aufrechterhalte, ganz besonders die Zuversicht, daß er selbst seine Wahrheit fort und fort durch seinen Geist dem Herzen und Gewissen der Menschen bezeuge. Auf dieses Zeugniß des Geistes legte er alles Gewicht. „Ohne den göttlichen Geist — sagt er einmal — wissen wir nichts von göttlichen Dingen"; und ein anderesmal: „Die göttliche Wahrheit läßt sich durch nichts weder erkennen, noch gegen den Wahn versichern als durch den Geist Gottes in uns: es kommt nur darauf an seine Stimme zu unterscheiden von der des Fleisches (natürlichen Herzens)". In dem Zeugniß des Geistes und der Kraft, das der göttlichen Wahrheit nicht fehlen könne, fand er die Bürgschaft für seine Zuversicht daß dieselbe „über alle menschlichen Bestrebungen sie zu verdunkeln oder zu verzerren siegen werde". Nicht weniger betonte er aber auch daß der, welchem dieses Zeugniß zu Theil geworden sei die freimachende Kraft der Wahrheit erfahre. „Den Christen — sagt er — der im Glauben lebendig ist, kann kein Buchstaben binden, auch der biblische nicht." Das so begründete Bewußtsein der Freiheit von aller Buchstabenknechtschaft hatte ihn über alle Aengstlichkeit und Zaghaftigkeit hinausgehoben, und setzte ihn in Stand auch in seiner Schriftforschung dem inneren Drange seiner Wahrheitsliebe unbehindert zu folgen, überall dem wirklichen Thatbestand mit gutem Muth und voller Gewissensfreudigkeit auf den Grund zu gehen, und alle falschen und haltlosen Vermittlungen zu verschmähen. — Sein Gewissen gab ihm Zeugniß daß sein Bekenntniß des Glaubens an die in der heiligen Schrift bezeugte Heilsoffenbarung Gottes und an die biblische Heilslehre kein Zugeständniß war, durch das er sich mit der Kirche hätte abfinden wollen, auch kein Rest früherer Anschauungen, den nur die Pietät vor seiner Kritik schützte, sondern das aufrichtige, redliche Bekenntniß einer tiefen, lebendigen, das Siegel innerlicher Vergewisserung und eigener Erfahrung an sich tragenden und in ernster wissenschaftlicher Geistesarbeit abgeklärten und bewährten Ueberzeugung. Und er war dessen gewiß daß sowol die thatsächliche Realität und der wahre geschichtliche Charakter der Offenbarung Gottes als die Reinheit der biblischen Heilslehre durch die Vergötterung des Buchstabens der Schrift nur verdeckt und getrübt werden könne, wogegen die der Wahrheit rückhaltslos die Ehre gebende gewissenhafte historische und

kritische Schriftforschung das Mittel sei sie in volles Licht zu stellen und dauernd zu sichern. Denn da das Göttliche überhaupt in keiner mechanischen, sondern in einer wahrhaft organischen Verbindung mit dem Menschlichen stehe, so stelle und biete es sich uns immer zugleich als ächt menschliches dar; darum könne auch eine Forschung, welche die volle Menschlichkeit der heiligen Schrift zur Anschauung bringe der lebendigeren Erkenntniß ihrer wahren Göttlichkeit nicht hinderlich sein, sei vielmehr allein der rechte Weg zu ihr, vorausgesetzt daß der Glaube nicht fehle der über die Natur und den Buchstaben hinaus das Geistliche und Göttliche wahrzunehmen vermöge. Demgemäß erklärte er auch: daß Gottes Wort nicht die heilige Schrift selbst sondern in der heiligen Schrift sei (wenn auch nicht äußerlich und mechanisch ausscheidbar), habe man als eine nicht wieder aufzugebende Errungenschaft und als Bedingung aller wissenschaftlichen Theologie, ja jedes gesunden Glaubens festzuhalten. Erst im Zusammenhang mit diesen Ueberzeugungen wird die Rücksichtslosigkeit mit der H. die kirchlich überlieferten Vorstellungen von der heiligen Schrift, namentlich das Inspirationsdogma angriff, und die Freiheit und Schärfe seiner Kritik nach ihren innersten Motiven und letzten Zielen verständlich.

Aehnlich wie zu der heiligen Schrift stand H. auch zu dem kirchlichen Bekenntniß. Gegen alle Bestrebungen Glauben und Lehre der evangelischen Kirche an den Buchstaben der Symbole binden zu wollen protestirte er aufs energischste, dagegen erkannte er ebenso entschieden an daß die Heilslehre des kirchlichen Bekenntnisses, besonders der Augsburgischen Confession wesentlich nichts anders als die reine und ächte Heilslehre des Wortes Gottes selbst sei, und betonte nachdrücklich daß die evangelische Kirche nur dann sich selbst treu bleibe und bestehen könne, wenn sie ernstlich darauf halte daß der Augsb. Confession nach ihrem wesentlichen Inhalt, nach ihren Grundlehren für die Diener der Kirche verbindliche Kraft zukomme. Denn so wenig er die Freiheit der Wissenschaft und der religiösen Ueberzeugung beeinträchtigt sehen wollte, so sehr wollte er doch innerhalb der Kirche das gute Recht des ihre Grundlage bildenden und ihren eigenthümlichen Charakter bestimmenden Glaubens gegen die Schwankungen der Theologie und die Gefahren einer schrankenlosen Lehrwillkür gesichert wissen. Schon sein Rechtssinn trieb ihn hiezu; noch mehr aber sein innerlichstes und lebendigstes Interesse

für eine wahre Erneuerung der evangelischen Kirche durch den Geist des lebendigen, gesunden und tapfern Glaubens, der sie in ihren Anfängen beseelt hatte, ein Interesse dem er auch in seiner thätigen Betheiligung an der freien christlichen Vereinsthätigkeit folgte. —

Daß er seiner kirchlichen Stellung nach ein Freund der Union war, läßt sich von einem Manne, der gegenüber der Gesinnung lebendigen Glaubens auf seine begriffliche Fassung und dogmatische Formulirung nur wenig Gewicht legte, nicht anders erwarten. Demgemäß suchte er auch für seine eigene Person die Gottesdienste auf, in denen ihm eine kräftige aus den Tiefen der heiligen Schrift geschöpfte Nahrung dargeboten wurde, ohne zu fragen ob es unter lutherischer oder reformirter Firma geschehe; erst in seinen letzten Lebensjahren fand er sich veranlaßt sich wenigstens hinsichtlich der Abendmahlsgemeinschaft strenger zu der reformirten Gemeinde zu halten.

Aus unserer Darstellung wird man hoffentlich den Eindruck gewinnen, den jeder welcher den Vollendeten näher kennen lernte, zu seinen Lebzeiten empfangen hat: daß dieser entschiedene Vertreter der freien Schriftforschung gegen die Autorität des Buchstabens und der Tradition zugleich ein Vertheidiger des Heiligthums ächt evangelischen Glaubens, dieser streitbare Kämpe wider die kirchliche Reaction zugleich ein warmer Freund der Kirche und eifriger Arbeiter am Aufbau des Reiches Gottes gewesen, und daß darin nicht verschiedenartige Elemente seines Wesens, deren inneren Widerspruch er nicht hatte ausgleichen können oder wollen, an den Tag traten, sondern daß er ein mit sich selbst in vollem Einklang stehender, und sich selbst stets treuer Charakter war, ein ganzer Mann aus einem Guß der mit der Geltendmachung und consequenten Durchführung seiner Prinzipien vollen Ernst gemacht hat.

Nachdem H. noch im Wintersemester 1865/66 in ungeschwächter Kraft alle seine Vorlesungen gehalten hatte, fiel den Seinigen in den Ferien eine ungewöhnliche Weichheit an ihm auf; auch ließ er viel häufiger und länger als er sonst zu thun pflegte, am Clavier verweilend, die Arbeit ruhen. Es waren Aeußerungen des Vorgefühls einer nahenden Krankheit. Aber von Vorsicht und Schonung wollte er nichts hören. In rauhem, stürmischem Wetter machte er

einen weiten Weg um sich selbst an der Freude weiden zu können, die er einem Pathenkinde an seinem Geburtstage bereitet hatte; und leicht gekleidet ging er zum Vorbereitungsgottesdienst auf die gewohnte Charfreitagscommunion. Es war sein letzter Ausgang; die zugezogene Verkältung brachte die Krankheit zum Ausbruche. Mit dem ernsten Gedanken an das Wort: „Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre" legte er sich am Charfreitag, dem Vorabend seines siebzigsten Jahrestags auf das Krankenlager. Es war eine heftige Brustfellentzündung, dieselbe Krankheit die ihn 23 Jahre zuvor schon einmal dem Rande des Grabes nahe gebracht hatte. In geduldiger Ergebung trug er die damit verbundenen Schmerzen, dankbar für die eifrigen und sorgfältigen Bemühungen des Arztes und die unablässige treue Pflege seiner um sein Leben besorgten Töchter. Manchmal ließ er sich von den letzteren vorlesen, des Morgens gewöhnlich einen Psalm oder ein geistliches Lied. Auf die Hoffnung in dem herannahenden Sommersemester die angekündigte Vorlesung über die Psalmen halten zu können, hatte er bald verzichtet, und ließ es sich selbst angelegen sein für einen Ersatz zu sorgen. Die größte Gefahr schien indessen beseitigt; die Krankheit selbst war gehoben; er hatte keine Schmerzen mehr, war fieberfrei und hatte das Gefühl wiederkehrender Kraft. Auch sein Aussehen fand ich, als er mich am 21sten April noch einmal zu sich beschied um auch wegen Uebernahme der Leitung des alttest. Seminars für das kommende Semester das Nöthige zu verabreden, viel besser und hoffnungerweckend. Wir nahmen von einander Abschied ohne zu ahnen daß es der letzte sein sollte.

Am 24sten April ließ er sich des Morgens noch einmal ein Lied vorlesen, das ihn während seines Krankenlagers schon wiederholt erquickt hatte. Es war ein von den Böhmischen Brüdern herstammendes Lied von der Kraft und dem Troste des Glaubens und lautet so:

Der Glaub' ist eine lebend'ge Kraft,
Die fest an Gott's Verheißung haft',
Ein herzlich starke Zuversicht,
Die sich allein auf Christum richt'.

Der Glaub' find't all's in Jesu Christ
Was uns zum Heil von Nöthen ist;
All' Gnad' nimmt er aus Christi Schooß,
Macht jeden Christi Mitgenoß.

Der Glaub' wirkt im Gewissen Fried'
Und tröst' ein jedes traurig' Glied;
Der Glaub' giebt Gott die Ehr' allein,
Macht daß wir Gottes Kinder sein.

Der Glaub' gebiert die rechte Lieb'
Und Hoffnung durch des Geistes Trieb,
Der Glaub' wirkt Freudigkeit zu Gott,
Bekennt und ruft ihn an in Noth.

Lob und Dank sei dem treuen Gott,
Der uns den Glauben geben hat
An Jesum Christum seinen Sohn,
Der unser alles Heiles Brunn.

Verleih uns Herr aus Christi Füll'
Des rechten Glaubens End und Ziel;
Das ist der Seelen Seligkeit,
Die ew'ge Freud' und Herrlichkeit.

Mit dem Inhalt dieses Liedes beschäftigt trat er seinen letzten Lebenstag an. Der Arzt hatte in den Morgenstunden seinen Zustand so befriedigend gefunden, daß schon von einem baldigen Versuch zum Aufstehen die Rede war. Mittags gegen 12 Uhr, als er ruhig schlummernd da lag, war er wenige Minuten allein gelassen worden. In das Krankenzimmer zurückkehrend fanden ihn seine beiden treuen Pflegerinnen bewußtlos und schon in den letzten Zügen liegend. Ein Gehirnschlag hatte seinem Leben plötzlich ein Ziel gesetzt; so ist er durch ein friedliches Ende, in dem er des Todes Bitterkeit nicht geschmeckt hat, in das Reich eingeführt worden, in welchem er ohne Decken und Hüllen das volle Licht der Wahrheit, Herrlichkeit und Gnade seines Gottes schauen sollte.

Die unerwartete Trauerkunde erregte in der Nähe und in der Ferne große Theilnahme; neben Verwandten und Freunden und neben dankbaren Schülern, die es rühmten daß der Vollendete ihnen die Herrlichkeit des Alten Bundes enthüllt habe und ihnen ein Vorbild geworden sei im ernsten Suchen nach der Wahrheit und in der Heilighaltung der gefundenen, fühlten sich auch Gegner gedrungen es den Hinterbliebenen zu bezeugen wie hoch sie den Entschlafenen achteten und wie sehr sie den großen Verlust, den die Familie und die Universität, die Wissenschaft und die Kirche erlitten habe, in aufrichtiger Theilnahme zu würdigen wüßten. — Am Morgen des

27sten April ist seine Hülle in Hoffnung einer dereinstigen fröhlichen Auferstehung der Erde übergeben worden. Im Trauerhause sprach der Schreiber dieser Blätter als Schüler und Freund am offenen Sarge ein Gebet. Auf dem Wege zum alten Stadtgottesacker folgte dem Sarge ein ungewöhnlich großer Zug: die Angehörigen, die Collegen, die Geistlichkeit, viele Beamte und Bürger der Stadt und die gesammte Studentenschaft in ihrem Trauerschmuck. Dort angelangt hielt Herr Consistorialrath Dr. Tholuck auf Grund des Wortes: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach" (Offb. 14, 13) die Leichen- und Gedächtnißrede, die in warmen und eindringlichen Worten auf die vorbildlichen Charaktereigenschaften des Entschlafenen hinwies. Dann wurde seine Hülle unter Gesang und Gebet an der Seite seiner ihm lange vorangeeilten treuen Gattin eingesenkt. Drei Söhne und zwei Töchter umstanden die Gruft und gaben in ihrer Trauer dem kindlich dankbaren Bekenntnisse Ausdruck, daß die Vatertreue des theuern Vollendeten ihre durch den frühen Tod der Mutter verdoppelte Aufgabe in vollem Maaße an ihnen erfüllt habe. Alle aber die ihm nahe gestanden hatten wurden an dem Grabe des eben noch von den Parteileidenschaften der entgegengesetztesten theologischen und kirchlichen Richtungen hart angefochtenen Mannes und im Hinblick auf das schon herannahende Kriegswetter an das Wort des Propheten (Jes. 57, 2) erinnert:

„Die richtig vor sich gewandelt haben kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Von demselben Verfasser sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Furcht und Liebe. Predigt, gehalten am VII. Sonntage nach Trinit. 1863 in der Neumarktskirche in Halle. Halle, Verlag von Julius Fricke 1863. 3 *Sgr.*

Sechs ausgewählte Predigten. Heidelberg. Buchhandlung von Karl Groos. 1862. 9 *Sgr.*

Was macht das Christenthum zur Religion der Liebe? Predigt gehalten am II. Sonnt. nach Trin. 1861 im Universitätsgottesdienste zu Heidelberg. Ludwigsburg bei Ferd. Riehm 1861. 2 *Sgr.*

Die besondere Bedeutung des Alten Testamentes für die religiöse Erkenntniß und das religiöse Leben der christlichen Gemeinde. Vortrag gehalten in der Versammlung des hallischen Unionsvereins am 13. Octb. 1863. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1864. 6 *Sgr.*

Die Gesetzgebung Mosis im Lande Moab. Ein Beitrag zur Einleitung in's alte Testament. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1854. 20 *Sgr.*

Der Lehrbegriff des Hebräerbriefes dargestellt und mit verwandten Lehrbegriffen verglichen. Neue durch Beifügung von Zusätzen und Berichtigungen vermehrte Ausgabe. Basel u. Ludwigsburg. Druck und Verlag von Balmer und Riehm. 1867. 2 *Rth.* 15 *Sgr.*

De natura et notione symbolica Cheruborum. Basileae et Ludoviciburgi, vendunt Balmer et Riehm. MDCCCLXIV. 9 *Sgr.*

Die Psalmen. Uebersetzt und ausgelegt von Dr. Hermann Hupfeld. Zweite Auflage herausgegeben von Dr. Eduard Riehm. Erster Band. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1867. 2 *Rth.*

Druck von Ed. Heynemann in Halle.